

Balduin Groller

DETEKTIV DAGOBERTS

**Taten und Abenteuer
Zweiter Band**



Balduin Groller

Detektiv Dagoberts Taten und Abenteuer

Zweiter Band

Philipp Reclam jun.
1910-1912

Inhaltsverzeichnis

Dagoberts unfreiwillige Reise	7
Der große Rubin	46
Der große Schmuckdiebstahl	74

Dagoberts unfreiwillige Reise

Andreas Grumbach, seine Gattin, Frau Violet, hatten sich gerade zu Tisch gesetzt, als Dagobert eintrat. War das eine Überraschung! Seit zwei Monaten hatten sie ihn mit keinem Auge gesehen. Er war förmlich verschollen gewesen.

»Es ist schön von Ihnen, Dagobert, dass Sie wenigstens noch am Leben sind!«, hieß ihn Frau Violet freudig erregt willkommen, während ihm Grumbach mit Herzlichkeit die Hand schüttelte.

»Ich gebe zu, es ist ein hübscher Zug von mir, aber es hätte wahrhaftig nicht viel gefehlt ...«

Er vollendete nicht, und man fragte nicht. Man wusste von früher her schon, dass er bei Tisch, solange die aufwartende Dienerschaft noch ab und zu ging, nicht zum Reden zu bringen sein werde, und so fragte man sich vorderhand nur gegenseitig das Befinden ab und erging sich sonst in allgemeinen und gleichgültigen Redensarten.

Der Bedienstete, der gerade die Suppe servierte, hatte gar nicht erst den Wink der Hausfrau abgewartet, sondern, wie es sich für einen gut geschulten Diener, der den Brauch des Hauses kennt, gehört, aus freien Stücken und im eigenen Wirkungskreis für den Gast ein frisches Gedeck aufgelegt.

Frau Violet war aber doch riesig neugierig, und sie hatte auch allen Grund dazu. Zwei Monate sich nicht sehen zu lassen und gar kein Lebenszeichen von sich zu geben – so etwas war überhaupt noch nicht da gewesen! Dagoberts Antlitz wies eine Blässe wie von überstandener Krankheit auf, und sein Petruskopf erschien ihr nun noch viel interessanter als früher. Sie kannte die große Passion Dagoberts, sich als Amateurdetektiv um Dinge zu kümmern, in Sachen hinein-

zumischen und ihnen nachzugehen, die ihn eigentlich gar nichts angingen und sich dabei gelegentlich in recht bedenkliche und gefährliche Zwischenfälle verwickeln zu lassen. Sie erinnerte sich dabei dankbaren Gemütes, welch wichtige Dienste er mit seiner merkwürdigen Gabe scharfsinniger Kombinationskunst als Gentleman-Detektiv wiederholt auch ihrem Haus schon geleistet habe.

Als der Diener auf einen Augenblick das Zimmer verließ, konnte sie sich nicht enthalten, ihm die Frage zuzuflüstern: »Sie waren verreist, Dagobert?«

»Jawohl, eine kleine Reise – eigentlich eine unfreiwillige Reise.«

»Wohin?«

»Nach Pressburg.«

»Eine Stunde von Wien – das ist doch keine Reise!«

»Es sind etwa sechzig Kilometer.«

»Man bleibt nicht zwei Monate in Pressburg, noch dazu im Winter!«

»Sehr richtig. Für die Rückfahrt musste ich allerdings einen kleinen Umweg machen so von ungefähr zweitausend Kilometern. Ich bin nämlich über Mentone zurückgekommen.«

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, als der Diener wieder eintrat. Frau Violet, die ja wusste, dass Dagobert, wie er das immer gern getan hatte, nach Tisch beim schwarzen Kaffee im Rauchzimmer seine Erlebnisse in der Zwischenzeit erzählen werde, war doch zu ungeduldig, einiges Nähere jetzt schon zu erfahren, um nicht eine neuerlich sich darbietende Gelegenheit zu einer Frage zu benutzen.

»Sie waren natürlich wieder – in Geschäften fort, Dagobert?«

»Ich antworte, wie Franz Liszt antwortete, als ihn ein Potentat fragte, ob er in Wien gute Geschäfte gemacht habe: Ich mache keine Geschäfte, ich mache Musik, Majestät.«

»Aber ich meinte ja – die Musik, Dagobert!«

Auch so wäre noch ein Missverständnis möglich gewesen. Denn tatsächlich hatte Dagobert die große Passion auch für die Musik, die er leidenschaftlich liebte. Auch da galt er als hingebungsvoller Amateur, und dabei hätte er es sich keineswegs gefallen lassen, bloß als Dilettant angesehen zu werden. In Wahrheit hatte Frau Violet gar nicht die Musik gemeint, sondern seine andere Liebhaberei, die für die Detektivkunst. Diese Kunstliebhaberei war ihr an ihm doch noch die interessantere.

Als dann die kleine Gesellschaft das Rauchzimmer betrat, richtete Frau Violet dem Gast, den sie der an ihm ungewohnten Blässe halber noch immer als Patienten betrachtete und daher mit einer gewissen Mütterlichkeit betraute, seinen Sitz in der Nähe ihres Lieblingsplätzchens am Kamin her. Der Hausherr selbst nahm seinen gewohnten Platz am Rauchtischchen in der Mitte des Zimmers ein. Der Kaffee war serviert, man hatte sich mit Zucker, die Herren mit Zigarren, Frau Violet mit einer Zigarette versorgt. Man war unter sich und ungestört.

»Sie haben sich sicher wieder in irgendeine verrückte Geschichte eingelassen, Dagobert,« begann Frau Violet.

»Sehr verrückt, meine Gnädigste!«

»Sie werden einmal schlecht dabei wegkommen, Dagobert. Ich habe Sie oft genug gewarnt.«

»Man schafft sich seinen Lebensinhalt, Frau Violet. Wissen Sie, was ich eigentlich am allerliebsten täte?«

»O ja, am liebsten würden Sie – Musik machen.«

»Das tue ich so wie so. Die tiefste Sehnsucht gilt immer dem Unerreichbaren, und am liebsten möchte man gewöhnlich das tun, was man nicht kann.«

»Was möchten Sie denn also am allerliebsten tun?«

»Novellen schreiben.«

»Aber – Dagobert!«

»Da ich das aber nicht kann – leider! –, so trachte ich wenigstens, meine Novellen zu erleben.«

»Erlebte Novellen – das ist auch schon etwas, vielleicht mehr und Besseres als geschriebene.«

»Ob auch Besseres – das möchte ich nicht so schroff behaupten, Frau Violet! Das Leben ist kolossal fruchtbar im Dichten, aber es dichtet nicht immer kunstgemäß. Wo nach allen Regeln der Kunst eine verfolgte Unschuld nottäte, da fehlt gewöhnlich die Unschuld, und wo man den geistsprühenden Baron brauchte, wie einen Bissen Brot, dass er mit seiner wundervollen Vorurteilslosigkeit zum Schluss alles ins richtige Geleise bringe, da ist im Leben weit und breit keine Spur von ihm zu entdecken. So sind denn meine Novellen eigentlich immer recht kunstlos gefügt. Sie geraten sehr selten zu einem allseits befriedigenden Abschluss. Die Kunstform der Novelle ...«

»Mein lieber Dagobert, das alles ist sicher sehr schön und gut, was Sie mir da entwickeln wollen, aber es ist nicht das, was ich von Ihnen erwarte.«

»Verzeihung, Gnädigste. Ich weiß, dass ich verpflichtet bin, Ihnen meine Beichte abzulegen. Ich beginne also meine Novelle, die eigentlich keine ist, weil ...«

»Keine Philosophie mehr, Dagobert. Ich wünsche Tatsachen.«

»Gut. Eine Tatsache war es, dass mein Arzt eines schönen

Tages – es war so um die Mitte Oktober herum – an mir eine leichte Leberanschwellung und gleichzeitig eine kleine Gallenaffektion feststellte.«

»Sie waren leidend, Dagobert, und haben uns keine Mitteilung gemacht!«

»Der Esel meinte, ich hätte vielleicht ein wenig zu gut gelebt. Als ob man überhaupt zu gut leben könnte. Natürlich habe ich immer darauf gehalten, so gut wie möglich zu leben, aber ich bin ein Epikuräer und habe mir immer etwas zugutegetan auf meine Weisheit im Genießen.«

»Nun scheint Sie Ihre Weisheit gelegentlich doch im Stich gelassen zu haben.«

»Meine Leber hat mich im Stich gelassen. Ich hätte Besseres von ihr erwartet. Also nun los mit der Karlsbader Kur! Es war nicht nötig, deshalb nach Karlsbad zu fahren; sie konnte auch zu Hause erledigt werden. Der Arzt hatte es gnädig gemacht mit mir. Des Morgens vor dem Frühstück einen anständigen Becher Mühlbrunn, darauf sofort eine halbe Stunde spazieren laufen – das war alles. Die Sache war mir ungewohnt und nicht eben angenehm. Gleich in aller Gottes Frühe fortrennen und so zwecklos spazieren gehen – das ist nie mein Fall gewesen, aber es musste sein.«

»Dem Arzt muss man folgen, Dagobert!«

»Natürlich. Ich schiebe also los und hatte gleich am ersten Tag meine Novelle.«

»Sie haben immer Glück gehabt.«

»Es kommt darauf an. Wie Sie wissen, habe ich mein Jungesellenheim vor Kurzem in die Elisabeth-Promenade verlegt, die sich ja, wie Sie wissen, großartig herausgemacht hat. Früher hieß sie Rossauer Lände und unsere Stadtväter haben sie jetzt erst umgetauft. Ich finde, dass das eine recht über-

flüssige Wallung von Vornehmthuerei war. Ross-Au-Lände – so gut deutsche Wörter, die frische und angenehme Vorstellungen wecken. War es da unbedingt nötig ...«

»Gott, Dagobert – ich warte auf Ihre Novelle!«

»Ich wollte nur sagen, dass damit die Linie für meine Spaziergänge gegeben war.«

»Natürlich! Die Promenade ist sehr schön.«

»Im Gegenteil – durchaus nicht natürlich. Die Promenade, wenn Sie das kühne Bild gestatten wollen, wächst mir nämlich schon zum Hals heraus. Wenn man den Weg tagtäglich ohnedies mehrmals machen muss, dann wird man sich ihn nicht auch noch zum Spaziergehen aussuchen. Das wäre ja tödlich langweilig. Für mich war es also klar, dass ich meinen Weg über die Brigittabrücke nehmen musste, in die Brigittenau, den zwanzigsten Bezirk, in den ich früher äußerst selten gekommen war und den ich daher fast noch gar nicht kannte. Als Grillparzer in seinem Armen Spielmann die Brigittenau schilderte, da war sie wirklich noch eine Au, jetzt ist sie eine Großstadt für sich mit einer allerdings verhältnismäßig recht armen Bevölkerung. Da konnte ich immerhin erwarten, Neues zu sehen und mancherlei Anregung zu empfangen.«

»Ich selbst bin in meinem Leben noch nicht dort gewesen, Dagobert.«

»Gleich bei der Brücke ist dort jetzt der Schanzl der Obstmarkt, etabliert. Ein hübsches, farbiges Bild. Da hatte ich sie nun vor mir, förmlich in Reih und Glied aufgestellt, die berühmten Schanzlweiber, berühmt ob der Kolossalität ihrer Leibesformen und nicht minder ob der Kolossalität der Derbheit ihrer Ausdrucksformen, wenn sie gereizt werden oder sonst in schlechter Laune sind. Vor ihnen auf umfäng-

lichen Gestellen Berge von Obst, das sie feilhalten; hinter ihnen der Donaukanal, die zahlreichen Obstschiffe mit ihrem schier unerschöpflichen Inhalt. Ein prachtvolles, buntes Bild! Ich schreite die Stände langsam ab, und als ich am vierten Stand vorbeigekommen war, da wusste ich, dass meine notgedrungenen Spaziergänge nun doch über die langweilige ärztliche Vorschrift hinaus eine Art Zweck und Ziel haben würden. Ich werde da am Rückweg ebenfalls vorbeikommen und morgen wieder und überhaupt alle Tage, solange noch das Martyrium der kurgemäßen Lebensweise dauern sollte.«

»Aha - cherchez la femme!«

»Sehr richtig, meine Gnädigste. Sie kennen mich. Es war aber auch ganz merkwürdig.«

»Es wird doch nicht gleich eine Gräfin unter die Obstweiber gegangen sein?«

»Das allerdings nicht. Ich glaube aber, dass so manche Gräfin sich beglückwünschen könnte ...«

»So schön war sie, Dagobert?«

»Nicht einfach schön. Sie war überraschend in der Umgebung. Denken Sie sich unter den wetterharten Kolossalweibern ein zierliches Figürchen, Kubikinhalt bei Weitem nicht die Hälfte von dem der übrigen Berufsgenossinnen. Die verkörperte Anmut. Nicht wesentlich eleganter gekleidet als die Übrigen; ja sie trug, wie die anderen, ein weit, für meinen Geschmack zu weit ausladendes Kopftuch, sodass man förmlich Kunststücke machen musste, um ihr ins Gesicht zu sehen, aber wie sie ihr Zeug trug, das war doch etwas ganz anderes! Und auch sonst. Die anderen hatten ihre Füße in warme Filzpatschen gesteckt. Der Herbst hatte schon recht rau eingesetzt. Sie trug ganz entzückende Stiefelchen, die

unter dem geschürzten Kleid vortrefflich zur Geltung kamen. Ihre Hände waren auffallend klein und schön, aber fest von der Arbeit, und wie sie ihren Obstkram ordnete, bemerkte ich, dass sie einen Ehering trug.«

»Und von dem Gesicht, der Hauptsache, reden Sie nichts?«

»Das kommt zuletzt; das ist das Merkwürdigste. Sie können sich das Feinste vorstellen, und Sie werden ihr nicht zu recht tun. Wie soll ich es Ihnen nur anschaulich machen? Sie erinnern sich der köstlichen typisch englischen Frauenschönheiten, die Dumourier für den Punch zu zeichnen pflegte. Der brave Künstler ist längst tot, sonst hätte man glauben können, sie sei eines seiner beliebtesten Modelle gewesen. Wahrhaftig das Urbild eines der englischen Ideal mädchen, obschon ihr Haar dunkel war. Sie trug es an der Seite gescheitelt, und so beschattete eine kunstvoll gebauschte Haarwelle die feine Stirne. Das Kinn, die Lippen, die zart gezeichnete Nase – kurz ein Gesicht, das unter den Hofdamen der Königin von England nicht überrascht hätte, das aber bei einer Frau Sopherl vom Naschmarkt noch einigermaßen auffallen musste.«

»Ich werde hingehen und mich überzeugen, Dagobert!«

»Und Sie werden mir dann zugeben, dass ich nicht übertrieben habe. Ich kokettierte natürlich sofort scharf hinüber, aber erfolglos. Ich wurde keines Blickes gewürdigt. Auf dem Rückweg dieselbe Geschichte: Sie bemerkte mich nicht. Sie begreifen, Gnädigste, dass so etwas schmerzt. Man ist es sonst gewohnt, bemerkt zu werden. Man schmeichelt sich doch ...«

»Ich bin ganz unbesorgt, mein lieber Dagobert, Sie werden sich schon bemerkbar gemacht haben!«

»Ich danke für die gute Meinung, meine Gnädigste. Ich

fürchte aber, dass Sie mich in diesem einen Fall überschätzen. Auch an den nächsten Tagen äugelte, liebäugelte ich hin, vergeblich. Sie besorgte ihre Sachen bei ihrem Stand und sah überhaupt niemanden an. Das gab mir zu denken.«

»Natürlich! Ihr Herren der Schöpfung steht gleich vor einem unlösbaren Problem, wenn einmal ein hübsches Frauenzimmer sich nicht geneigt zeigt, euch die gebührende Aufmerksamkeit zu erweisen!«

»Ich suchte nach einer Erklärung dieser völligen Gleichgültigkeit der Flucht der Erscheinungen gegenüber und glaubte, sie in einer starken inneren Benommenheit zu finden. Diese junge Frau musste irgendetwas haben, was sie mit zwingender Ausschließlichkeit beschäftigte. Ich hatte sie mir immer genau, sehr genau angesehen, und da hatte ich auch zwei ganz feine Linien bemerkt, die sich vom Ansatz der zart geschwungenen Nasenflügel zu den Mundwinkeln zogen. Von diesen beiden Linien schloss ich zunächst auf ein Leid oder auf ein Leiden. Das verminderte mein Interesse nicht. Ich nahm mir vor, wenn ich Obst kaufen werde – und ich werde Obst kaufen – es selbstverständlich nur bei ihr zu kaufen. Ich kaufte also, kaufte wiederholt. Sie füllte mir die Weintrauben in den Papiersack, wog, wechselte mit völligem Mangel irgendwelcher persönlicher Anteilnahme. Kein Lächeln, wenn ich wiederkam, nicht einmal das leiseste Anzeichen, dass sie mich überhaupt wiedererkenne. Auf meine Versuche, Gespräche anzuknüpfen, ging sie nicht ein. Sie antwortete einsilbig, teilnahmslos. Sie war die personifizierte Teilnahmslosigkeit. Da konnte ich hundert Jahre lang Weintrauben einkaufen, ohne ihr auch nur um einen Schritt näher zu rücken.«

»Für Ihr Geld hatten Sie auch auf mehr nicht Anspruch,

Dagobert, als auf Weintrauben.«

»Das ist nicht ganz richtig, meine Gnädigste. Als Kundenschaft hat man auch Anspruch auf ein freundliches Lächeln als Zugabe. Ich gestehe, mein Interesse begann abzuflauen. Die reizvolle Erscheinung übte zwar noch immer ihre Anziehungskraft, die Anmut war unleugbar und war entzückend, und doch das Ganze schien nicht beseelt. Ich begann meine psychologischen Erklärungen umzudeuten und jene feinen Linien, die dem Gesichtchen etwas Vergrämes gaben, umzuwerten. Diese Linien sind einfach von der innerlichen Bösartigkeit eines ungezügelten Naturells gezogen.«

»Das ist wieder echter Dagobert! So sind die Männer. Weil sie ihn nicht anlächelt, muss sie gleich eine bösertige Katze sein!«

»Allerdings, sie schien mir nun mehr bösertig als vergrämt, verteufelt hübsch, aber bösertig. Meine ursprüngliche Begeisterung für die Prinzessin unter den Plebejerinnen musste noch einen weiteren Stoß erleiden. Ich stand in der Nähe, als eine Dame bei ihr Weintrauben einkaufen wollte, als Anna Burgholzer – ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass ich ihre Generalien längst schon ausgekundschaftet hatte – bei meinen Beziehungen zur Polizei übrigens eine sehr einfache Sache, eine Nachfrage beim Marktkommissariat – aber halten wir uns damit nicht auf ...«

»Nein, Dagobert, das dürfen Sie nicht so nebensächlich behandeln. Sie war also wirklich verheiratet?«

»Jawohl. Ihr Mann war Fischer ...«

»War – ist es hoffentlich noch?«

»War Fischer in Kagran, jenseits der großen Donau. Von dort aus zog er täglich in die Lobau, übrigens ein historischer Boden, auch Aspern und Wagram liegen in der Nähe,

und übte dort sein Gewerbe aus.«

»Schön, und was war es mit der Dame, die Weintrauben kaufen wollte?«

»Sie hatte sich vermessen, sich selbst die Trauben auszusuchen, und sogar den sträflichen Versuch gewagt, besonders schöne Trauben von unten weg herauszuziehen, wodurch allerdings der ganze Bau leicht ins Wanken hätte geraten können. Anna Burgholzer verwies ihr das kurz und schroff, und als die Dame daraufhin, vielleicht weil sie die Mahnung überhört oder angenommen hatte, dass die scharfe Zurückweisung unmöglich ihr gegolten haben könne, nicht sofort Order parierte, da begann Anna Burgholzer eine Standrede so urkräftiger Art, dass die Dame erschreckt und wortlos davoneilte. Der Redestrom flutete aber weiter, und die entfesselte Obstmarktfrauenberedsamkeit brachte in schier endloser Reihe so durchaus ordinäre Beschimpfungen hervor, dass ich selbst wie angedonnert dastand. Das also war meine englische Hofdame!«

»Geschieht Ihnen schon recht, Dagobert! Ein hübsches Lärchen genügt Ihnen, um gleich alle erdenklichen Vorzüge damit in Verbindung zu bringen. Ihr alle seid bestochene Richter!«

»Da war allerdings auch nicht der leiseste Unterschied mehr von den übrigen Marktweibern zu entdecken. Von meiner Schwärmerei war ich nun so ziemlich geheilt, und ich beschloss, mich für die Dame nicht weiter zu interessieren. Schon am nächsten Tage aber wurde mein Interesse wieder auf das Lebhafteste angeregt. Als ich wieder dort in gemessener Entfernung vorbeiging – sie selbst bemerkte mich bei meinen Promenaden niemals – sah ich einen Mann bei ihr stehen, und zwar nicht vor dem Verkaufsstand, son-

dern hinter demselben ganz dicht neben ihr, der sofort meine volle Aufmerksamkeit herausforderte. Ich umkreiste den Schauplatz und stellte meine Beobachtungen an. Sie wissen, gnädige Frau, ich habe etwas vom Jagdhund an mir.«

»Ich weiß, Dagobert.«

»Ich hatte eine Witterung in die Nase bekommen. Das war etwas für mich. Eine famose Figur. Eine hohe, sehr kräftige Gestalt. Starker dunkler Schnurrbart. Das derbe, blatternarbige Gesicht etwas bleich. Die Kleidung funkelnagelneu, aber von ordinärer Eleganz. Lichter, rehlederfarbiger Überzieher, neuer Zylinderhut, Lackschuhe, die phänomenal großen Hände in Glacéhandschuhen steckend, die noch das kräftige rote Handgelenk sehen ließen. Ich postierte mich hinter die beiden, lehnte mich ans Ufergeländer und tat, als sei ich ganz in Anspruch genommen von dem Treiben auf den Obstschiffen. Dabei behielt ich aber den Elegant natürlich scharf im Auge.«

»Warum hat denn der Sie nur gar so sehr interessiert, Dagobert?«

»Man hat seinen Blick, meine Gnädigste. Ich hatte gleich die Überzeugung: Der Mann ist vor Kurzem erst aus dem Zuchthaus herausgekommen!«

»Das kann man doch um Gottes willen einem Menschen nicht gleich von der Nase herunterlesen.«

»Vielleicht doch! Das Gesicht war an und für sich ein gediegenes Spitzbubengesicht, vielleicht nicht so im Allgemeinen, aber doch für den Kenner. Und dann was mich eigentlich auf die Idee gebracht hatte – die verdächtige Blässe. Der Mann sah nicht aus wie ein Patient, der sich nun in der Rekonvaleszenz befindet – der Mann hat einfach längere Zeit im Kühlen gesessen. Die beiden sprachen sehr wenig mitei-

inander, und ich hätte es auch nicht hören können. Dennoch waren meine Beobachtungen nicht ganz erfolglos. Während meine Schöne eine Kundschaft bediente, griff der Galan in ihre Geldlade und langte sich eine Handvoll Kleingeld heraus. Mit dieser Hand gab das schon aus!«

»Haben Sie ein Glück, Dagobert! Gleich so in flagranti!«

»Nein, nein, meine Gnädigste, so einfach war die Geschichte doch nicht. Das war kein Diebstahl. Das geschah mit ihrem Einverständnis. Sie selbst rückte ihm mit der Linken die Lade zurecht, während sie mit der Rechten weiter bediente. Das Ganze wurde recht rasch und unauffällig gemacht. Das war aber noch nicht alles. Das Wichtigere kam noch. Als er das Kleingeld in der Hosentasche untergebracht hatte, griff er in die äußere Seitentasche seines Überziehers und brachte, nachdem er sich flüchtig umgesehen hatte, ob er nicht beobachtet werde, ein paar zerknüllte größere Geldnoten hervor, die er dann in die Geldlade schob.«

»Also ein Wechselgeschäft!«

»Eher eine Vorsichtsmaßregel. Für ihn war es nicht rätlich, große Geldnoten bei sich zu tragen und vielleicht gefährlich, sie wechseln lassen zu wollen. Ihm war mit Kleingeld besser gedient. Darauf grüßten sich die beiden kurz, eigentlich nur mit den Augen, und dann ging er davon.«

»Sie natürlich ihm nach, Dagobert?«

»Natürlich. Ich nahm im Stillen vorläufigen Abschied von meiner verwunschenen englischen Hofdame und trug jetzt weit besseres Verlangen. Ich stieg dem eleganten Herrn nach. Mein Arzt wäre nun sehr zufrieden mit der Ausgiebigkeit meines Spazierganges gewesen. Der edle Kavalier ging die Spittelauer Lände entlang in der Richtung nach Nussdorf. Nach etwa halbstündigem Marsch kehrte er in eine

sehr unansehnliche Brantweinschenke ein. Ich wartete. Er musste eine recht kräftige Stärkung zu sich genommen haben. Denn sein Gesicht war gerötet und seine Augen glänzten, als er wieder herauskam. Er ging weiter und richtig – bis Nussdorf. Dort bog er in ein Seitengässchen ein und betrat ein niedriges, im Übrigen recht weitläufiges und dabei sehr schmieriges und baufälliges Haus. Er schien zu Hause zu sein. Ich wartete wieder.«

»Eine recht strapaziöse Geschichte, Dagobert.«

»Ich wartete. Es war elf Uhr, und ich dachte mir, dass er so gegen zwölf sich doch wohl um sein Mittagessen kümmern werde. Ich hatte richtig kalkuliert. Schon um halb zwölf kam er aus seinem Bau heraus und verlor sich in ein nahegelegenes Wirtshaus.

Der Kavalier hatte jetzt hohe Stiefel an und einen Lodenrock, keine Spur mehr von der früheren Eleganz, aber das grobe Zeug stand ihm viel besser und natürlicher. Er sah nun genau so aus, wie die anderen Nussdorfer Hauerbuben. Ich musste seine Behausung sehen und ging direkt auf die Tür zu, aus welcher ich ihn hatte herauskommen sehen. Sie war unversperrt und ich sah in ein Gemach, das gar nichts Auffälliges bot. Ehrlich gestanden, ich hatte auch nichts Auffälliges erwartet. Ich fühlte nicht einmal die Versuchung, einen Blick in den Schrank oder in den Koffer zu tun, um nach etwaigen Einbruchswerkzeugen zu fahnden. War meine Vermutung richtig, dass er eine kriminalistische Vergangenheit hinter sich habe, so war nicht anzunehmen, dass er so dumm sein werde, verhängliche Dinge in seiner Behausung zu halten. War sie falsch, dann war er vielleicht überhaupt kein Verbrecher.«

»Das ist ganz schön, Dagobert, aber hatten Sie nicht damit

gerechnet, dass Sie jemand stellen und fragen konnte, was Sie da eigentlich zu suchen hätten.«

»Darauf war ich allerdings vorbereitet. Ich hätte mich nach meiner Wäscherin Frau Sali Rumpolt erkundigt und steif und fest behauptet, dass sie da wohnen müsse. Ich wurde aber nicht behelligt und hielt mich auch nicht damit auf, mich um etwaige Auskünfte zu bemühen. Das wäre ihm doch zu Ohren gekommen, hätte Verdacht erregt und mir meine weiteren Nachforschungen nur erschwert. Es hätte auch keinen Zweck gehabt. War der Mann wirklich belastet, dann residierte er da wahrscheinlich unter falschem Namen. Hatte er sich aber nichts vorzuwerfen, dann hatte meine ganze Spioniererei überhaupt keinen Sinn. Ich fuhr zur Stadt zurück und überlegte während der Fahrt, ob ich meine Untersuchungen überhaupt fortführen sollte. Die Sache schien doch recht unsicher, aber ich wollte doch noch nicht lockerlassen. Ich musste zu einer Gewissheit kommen. Der erste Eindruck war doch ein zu starker gewesen. Wenn mich mein physiognomischer Blick da getäuscht hatte, dann konnte ich mein Geschäft überhaupt an den Nagel hängen und mir das Lehrgeld zurückgeben lassen.«

»Sie tun ja gerade, als müssten Sie von Ihrer Detektivkunst leben!«

»Man muss seinen Beruf haben, Frau Violet. Sie haben ganz richtig von einer Kunst gesprochen. Der Künstler hat seinen Ehrgeiz, auch wenn keine materiellen Fragen ins Spiel kommen. Ich fuhr beim neuen Polizeipalast vor und suchte mir meinen Freund den Oberkommissar Dr. Weinlich auf. Er ist die Seele der kriminalpolizeilichen Abteilung, und Sie wissen, dass wir gegenseitig schon wiederholt in der Lage waren, uns nicht unerhebliche Dienste zu leisten.«

»Ich erinnere mich sehr gut, Dagobert, dass er uns in der Affäre der schmachlichen anonymen Briefe behilflich gewesen ist.«

»Ich ließ mir das Verbrecheralbum vorlegen.«

»Nun – haben Sie ihn gefunden, Dagobert?«

»Nein, meine Gnädigste. Zwei Stunden lang habe ich mich mit den Bildern beschäftigt, und das Resultat war, dass ich schließlich ganz dumm im Kopf wurde. So ging es nicht. Ich musste seinen Daumenabdruck haben. Ich ging also am nächsten Tag hin und holte mir seinen Daumenabdruck.«

»Das geben Sie großartig, Dagobert! Ich holte mir seinen Daumenabdruck! Wie haben Sie denn das angestellt?«

»Das war weiter kein schwieriges Unternehmen. Ich war um die Zeit, da er zum Mittagessen gehen sollte, zur Stelle und verlegte ihm den Ausgang aus dem Haustor durch ein breitspuriges und wackliges Stativ, das ich als Pseudofotograf dort ausgestellt hatte. Ich war natürlich dazu entsprechend schäbig gekleidet.«

»Was Sie für Einfälle haben, Dagobert! Und das Stativ und den Apparat hatten Sie sich bis Nussdorf hinausgeschleppt?«

»Ach nein, meine Gnädigste. Der erste Tag hatte mich schon gewitzigt. Von nun an hatte auf meinen Exkursionen mir mein Wagen nachzufahren, und was ich fahren konnte, wurde gefahren. Er konnte also aus dem Haustor nicht heraus. Ich bat, ohne mich in meiner Geschäftigkeit auch nur nach ihm umzuwenden, um einen Augenblick Geduld. Auf seine Frage, was ich da vorhabe, antwortete ich, dass ich eine Ansichtskartenaufnahme vom Kahlenberg machen wolle. Er könnte mir übrigens einen Freundschaftsdienst leisten und das Stativ, das so verflucht wacklig sei, zwei Sekunden hal-

ten; länger werde es nicht dauern. Er erklärte sich bereit und streifte den Rucksack ab, den er umgehängt trug. Als er ihn niederstellte, gab es einen harten Klang und einen klirrenden Ton, der, so leise er war, von mir nicht unbemerkt blieb. Ich wirtschaftete weiter mit riesigem Eifer an meinem Apparat und demonstrierte, wie er das Stativ zu halten habe. Die Hauptsache sei, dass das Stativ nicht wackle. Ich zeigte ihm genau, wie er die Daumen an der oberen schmalen Leiste anzusetzen und dann recht kräftig nach abwärts zu drücken habe.«

»Ja aber, Dagobert, das Holz nimmt doch nicht gleich einen Daumenabdruck auf?«

»Gewiss nicht, Frau Violet, aber ich hatte auf die schmale Holzleiste erst einen Streifen amerikanischen Heftpflasters aufgeklebt und diesen dann wieder abgezogen, bevor er kam.«

»Ach so!«

»Er griff fest zu, ganz nach der Vorschrift. Ich zog die Klappe, und in wenigen Sekunden war das Werk getan. Er nahm seinen Rucksack auf – wieder ein Klang, der mir nicht entging – und zog seines Weges. Ich stäubte ein wenig Federweiß auf die mir nun wichtig gewordene Holzleiste und brachte das Stativ mit aller gebotenen Behutsamkeit zu meinem Wagen. Ich fuhr aber nicht gleich davon, sondern blieb noch auf der Lauer. Ich wollte wissen, wohin er nach seinem im Wirtshaus eingenommenen Mahl seine Schritte lenken werde. Nicht länger als eine halbe Stunde hatte ich zu warten, dann sah ich ihn wieder mit seinem Rucksack auftauchen. Er stieg zum Donaustrom hinunter. Einige Minuten war er meinen Blicken entzogen, dann sah ich ihn wieder im Boot des Fährmanns. Ich blickte ihm nach, bis er am jensei-

tigen Ufer ausstieg. Es war mir wichtig, die Richtung zu kennen, welche er einschlagen würde. Er hielt sich rechts, und ich konnte ihn ziemlich lange verfolgen, bis er sich in dem Weidengestrüpp der Auen verlor.«

»Hören Sie, Dagobert, eine solche Geduld brächte ich in meinem Leben nicht auf!«

»Mir war das wichtig für etwaige spätere Nachforschungen. Eines wichtigen Vorteils über ihn hatte ich mich ja schon begeben: Er hatte mich bereits gesehen! Weitere Begegnungen hatte ich also zu vermeiden. Ich orientierte mich für den Fall, dass ich ihn auf diesem Wege noch einmal sollte beobachten müssen. Das war klar, dass ich ihm in einem Boot nicht nachfahren konnte. Ich konnte aber mit meinem Wagen – Sie wissen, Gnädigste, dass ich zwei gute Amerikaner, flinke Sekundentraber, vorgespannt habe, darauf halte ich! – über die nächste Brücke stromabwärts ein Umgehungsmanöver vollführen und ihm dann den Weg kreuzen.«

»Sagen Sie mal, Dagobert, fürchten Sie sich denn gar nicht?«

»Vorläufig war ja noch nichts riskiert. Ich fuhr nun nach Hause und machte bei Blitzlicht eine scharfe fotografische Aufnahme der Daumenabdrücke. Am nächsten Vormittag arbeitete ich auf der daktyloskopischen Abteilung meines Freundes Dr. Weinlich. Mit der Daktyloskopie ist das doch etwas anderes, meine Gnädigste, als mit der Fotografie! Das Verbrecheralbum hatte mich nur konfus gemacht. Bei den Fingerabdrücken spielt weder die Barttracht, noch der erzwungene Ausdruck eine verwirrende Rolle. Es ist ganz erstaunlich, welche klare Sprache diese Abdrücke führen und noch erstaunlicher die unendlichen Variationen, die die Na-

tur auf einer so kleinen Fläche zu spielen vermag. Man wird unter Tausenden und Tausenden von Abdrücken auch nicht zwei finden, die gleich oder sich auch nur ähnlich wären. Die Unterschiede sind immer so markant, dass jeder Irrtum geradezu ausgeschlossen ist. Ich hatte kaum eine Stunde gesucht und hatte meinen Mann gefunden. Mit untrüglicher Sicherheit. Denn nun bot auch die zu der gefundenen Nummer gehörige Fotografie die Bestätigung. Da erst erkannte ich ihn auch im Bild wieder, trotz der seitherigen nicht unwesentlichen Veränderungen.«

»Also doch ein bereits bestrafter Verbrecher?«, fragte Herr Grumbach dazwischen.

»Ich hatte keinen Augenblick ernsthaft daran gezweifelt. Max Glan, vulgo der g'flickte Maxl, wiederholt vorbestraft, das letzte Mal mit fünf Jahren schweren Kerkers; Spezialität: Einbruch, dabei aber auch zu schwerer Körperverletzung geneigt und bereit, wenn das Geschäft es erforderte. Dr. Weinlich interessierte sich lebhaft für meine Arbeiten, aber ich war mit meinen Mitteilungen zurückhaltend. Man hat seinen Künstlerehrgeiz. Ich wollte meine Sache allein fertig machen. Er weiß übrigens, dass er sich auf mich verlassen kann und dass schließlich ein etwaiger Erfolg auf sein Konto gebucht werden wird. Ich bin ein Jäger von Passion, aber ich bin nicht schussneidig. Es machte mich nicht redseliger, erhöhte aber meine Passion noch ganz beträchtlich, als er mir eröffnete, dass er sich wieder einmal ganz besonders gerade für den g'flickten Maxl interessiere. Es sei noch keine vierzehn Tage her, dass in der Hietzinger Villa Seiner Exzellenz des Feldmarschalleutnants v. Jung eingebrochen und eine Kasette geraubt worden sei, und wenn vom Täter auch noch keine Spur gefunden werden konnte, so deute doch die

Arbeit auf die kundige Hand des g'flickten Maxl.

Was enthielt die Kasette?, fragte ich.

›Sehr viel,‹ erwiderte der Oberkommissär. ›Achtzehntausend Kronen in Barem und fast das Doppelte in Wertpapieren, die für den Einbrecher allerdings wertlos sind, dann eine Anzahl wichtiger Dokumente und endlich sämtliche Orden Seiner Exzellenz, eine recht stattliche Anzahl.‹

Diese Mitteilungen erregten mein Interesse. Vor meinem Geist tauchte die Gestalt mit dem Rucksack auf, wie ich sie aus weiter Ferne durch die Donau-Auen schreiten sah. Das waren so ziemlich die einsamsten Strecken im weiten Bereich der Großstadt. Was hatte der Mann dort zu suchen? Warte, Bürschchen, dir werden wir jetzt erst recht auf die Kappen gehen!

Meine Absichten waren die besten, aber leider musste ich schon am nächsten Tag erleben, dass der Vogel ausgeflogen war. Maxl war ausgezogen, unbekannt – wohin? Ein gewitzter Bursche, der sich auskennt! Für Leute seines Schlages ist häufiger Domizilwechsel äußerst empfehlenswert als das allerbeste und sicherste Schutzmittel. Also entwischt. Nun konnte ich mir ihn suchen in der Millionenstadt!«

»Was haben Sie da getan, Sie armer Dagobert?«, fragte Frau Violet teilnahmsvoll.

»Geärgert habe ich mich, meine Gnädigste.«

»Und dann, als Sie sich ausgeärgert hatten?«

»Da habe ich von vorn angefangen. Ich habe meine Spaziergänge zum Schanzl wieder aufgenommen und ich kann versichern, dass ich auch nun nicht umhinkonnte, Frau Anna Burgholzer für ganz außerordentlich hübsch zu finden. Allerdings – meine Gänge hatten wenig Zweck. Der Mann, den ich erwartete, kam nicht, oder er kam vielleicht

gerade, da ich nicht zur Stelle war. Sie selbst konnte ich nicht ausfragen, und wenn ich es versucht hätte, wäre es eine große Dummheit gewesen.«

»Ich hätte die Sache da schon längst entmutigt aufgegeben, Dagobert.«

»Zur Entmutigung lag gar kein Grund vor. Im Gegenteil, ich hatte trotz alledem das Gefühl, dass ich meinen Mann sicher hatte.«

»Eine schöne Sicherheit!«

»Vergessen Sie nicht, dass ich schon eine ganze Reihe von Anhaltspunkten hatte. Soll ich rekapitulieren?«

»Nein, Dagobert, ich weiß alles. Nur weiß ich nicht, was ich nun an Ihrer Stelle angefangen hätte.«

»Die Linien waren mir klar vorgezeichnet. Sie müssen sich erinnern, Frau Violet, dass die Anna Burgholzer nicht als ein Ding an sich in der Welt stand, losgelöst von allen sozialen Beziehungen. Sie war verehelicht; sie hatte einen Mann. Den Mann musste ich kennenlernen. Wurde er einfach betrogen oder gehört er mit zum Klüngel? Ich traf meine Vorkehrungen und fuhr nach Kagran hinaus, mir einmal den Burgholzer aufzusuchen. Ich traf ihn nicht zu Hause an. Er war schon seiner Beschäftigung nachgegangen. Ich ließ mir genau seinen Stand am Ufer in der Lobau beschreiben und habe ihn dann auch tatsächlich gefunden. Ein junger Mann, wohl kaum viel über die dreißig, aber sichtlich der Typus eines Alkoholikers und darum etwas älter aussehend. Kurzer blonder Vollbart, dichtes kurzes Haupthaar, das Gesicht gerötet und ein wenig gedunsen, die Augen schwimmend. Er stand am Ufer an der Arbeit. Etwa fünfzig Schritte landeinwärts stand seine Hütte, die ganz gut auch für die Nacht eine Unterkunft bieten konnte. Ich wurde bald einig mit

ihm. Ich sei ein passionierter Fischer und an ihn empfohlen worden. Ob ich in seiner Nähe fischen dürfe. Was ich fangen sollte, würde ich natürlich ihm abliefern. Mir sei es nur um den Sport zu tun. Als ich mich dann auf seine Frage mit der amtlich ausgestellten Lizenz auswies, war er einverstanden. Ich bezog in seiner Nähe meinen Stand und dann fischte ich sofort drauf los.«

»Nun ist Dagobert gar ein Fischer worden!«

»Fischer müssen schweigsam sein. Ich habe also keine Silbe geredet und zeigte ein unerschütterliches Phlegma und eine ungeheure Wurstigkeit der ganzen Außenwelt gegenüber. Das hinderte mich natürlich nicht, ihn unauffällig im Auge zu behalten. Es war nichts Besonderes zu sehen, höchstens, dass er gelegentlich bei der Arbeit der geliebten Flasche zusprach. Das hätte ich nicht erst zu sehen gebraucht. So gegen zehn Uhr vormittags machte er eine Frühstückspause und lud mich ein. Er war in guter Stimmung. Ich hatte ihm doch schon acht bis zehn Pfund gefangen, und das war ja der bare Reinprofit. Ich aß von seinem Speck und trank von seinem Fusel und redete noch immer nichts. Er sollte nur selbst rankommen, aber ich nahm mir vor, am nächsten Tage selbst ein Frühstück und meinen eignen Kognak mitzubringen und ihn einzuladen. Denn schließlich hat alles seine Grenzen. So wurden wir nach und nach gute Freunde und mein Kognak, vor dem er eine ungeheure Hochachtung bekundete – er war offenbar Kenner – machte ihn redselig. Ich behielt mein Phlegma bei und tat als hätte ich für nichts auf der Welt Interesse als höchstens fürs Fischen.«

»Und Sie gingen nun wirklich jeden Tag dahinaus fischen, Dagobert?«

»Jawohl, meine Gnädigste. Fischen ist ein sehr anregender Sport.«

»Aber das war doch nicht Ihr Zweck, und mit Ihren sonstigen Absichten, scheint es, kamen Sie nicht weiter!«

»Nur Geduld, Gnädigste! Auch ich musste Geduld haben, viel Geduld. Ich wusste, dass ich ein Dreieck vor mir hatte, und die drei Punkte waren gegeben. Mein guter Fischer, seine geschätzte Gemahlin und der sehr ehrenwerte Maxl, und doch konnte ich mir die Linien noch nicht ziehen. Das Leben richtet sich nämlich nicht immer genau nach den geometrischen Lehrsätzen. Einmal als ich Meister Burgholzer wieder in recht redseliger Stimmung hatte, ließ ich die Bemerkung fallen, dass ein Mann, wie er, doch sehr gut daran täte, zu heiraten. Er blinzelte mich schlau an und lachte.

›Ich bin ja so schon verheiratet!‹, sagte er dann.

›Was Sie nicht sagen, Meister Burgholzer! Wie kommt es, dass ich Ihre Frau noch nicht gesehen habe? Sie könnte Ihnen ja ganz gut das Essen da herausbringen.‹

›Das geht nicht. Sie hat ihr eignes G'schäft in der Stadt.‹

Ich ließ mir nun berichten, was ich ohnedies schon wusste, und warf ihm weiter das Hölzel, um ihn zum Reden zu bringen. Also – er war schon drei Jahre verheiratet und hatte keine Kinder.

›Hoffentlich haben Sie sich aber eine fescbe Frau ausgesucht, Meister Burgholzer!‹

›O, Herr von Trostler – (Ich hatte es nicht für notwendig erachtet, hier inkognito aufzutreten. Es wäre auch wegen der Fischkarte nicht gegangen, die ich doch nicht auf einen falschen Namen ausstellen lassen konnte) – wenn Sie die erst sehen werden! In der ganzen Wienerstadt gibt's keine Zweite wie sie!‹

›Sapperment, Sapperment, so ein Ausbund also! Schön und – schwer, Meister?‹

›Nicht wie Sie glauben, Herr von Trostler. Sie ist a wengerl z'niftig, g'ring im Gewicht, aber wie a Stadtfräuln, und wenn man s' richtig anziehget, dann kunnten Sie s' für a Prinzessin ausgeben!‹

›So, so – dann sind Sie ja wirklich zu beneiden. Denn sicherlich ist sie auch eine kluge Frau.‹

›G'scheit! Davon machen Sie sich gar keine Vorstellung!‹

›Und ganz selbstverständlich – auch brav!‹

›Brav ist sie auch – da gibt's nichts!‹

Ich war berechtigt, weiter zu fragen. Denn eine Wolke von Sorge und Kummer war über sein Gesicht geflogen, als er ihre Bravheit bestätigte, und er hatte sich keine Mühe gegeben, seine gedrückte Stimmung vor mir zu verbergen.

›Und Sie sind noch immer nicht zufrieden?‹, fragte ich unschuldig.

›Ja, wissen S', gnä' Herr, das ist so eine eigene Sach'! Sie tragen's ja nicht hinaus, und es ist nur, dass man davon redet, helfen tut's ja so nichts, und helfen kann mir überhaupt niemand.‹

›Wo fehlt es denn, Burgholzer?‹

›Wenn ich's nur so sagen könnt'! Sehen Sie, gnä' Herr, darum trinke ich. Nicht nur, um zu vergessen. Das geht ja doch nicht, sondern um a bisserl mehr Kurasch zu kriegen. Dazu hilft's. Ich fürchte mich und komme aus der Todesangst gar nicht mehr heraus, und da soll es doch wenigstens einen Menschen geben, der weiß, wie es war, wenn ich einmal nicht mehr bin, und das wird bald sein.‹

›Lieber Burgholzer, Sie müssen doch schon deutlicher reden, wenn ich Sie verstehen soll.‹

›Ihnen will ich's sagen, Herr von Trostler, Sie sollen es wissen. Es wird nicht mehr lang dauern und ich werde da in der großen Donau verschwunden sein.<

›Sie werden doch die Verrücktheit nicht begehen, sich etwas anzutun?<

›Ich nicht, aber ein anderer wird mir etwas antun. Sie sollen es wissen – der g'flickte Maxl wird es getan haben.<

›Wer ist der g'flickte Maxl?<

›Das ist ein Schlosserg'hilf', eine alte Bekanntschaft von der Anna. Er hätte sie auch geheiratet, ist aber dann auf a paar Jahr'l eing'naht worden. Jetzt haben sie ihn wieder herausgelassen, und mein Unglück ist fertig.<

›Sagen Sie, Burgholzer – Ihre Frau hält es mit dem Mann?<

›Ob sie es mit ihm halt! Ich weiß, dass sie ihn gernhat, immer gern g'habt hat, und er is rein wie a Narr auf sie!<

›Na – wenn das die berühmte Bravheit ist ...!<

›Sie ist brav! Was glauben Sie denn, Herr von Trostler?! Haben Sie wirklich geglaubt? Ah, da muss ich bitten! Da kennen Sie meine Annerl schlecht! Die hält auf ihre Ehr', wie nur irgendeine Frau in der Wienerstadt. Die – und ein Ehebruch! Aber – Herr!! Eher fällt der Himmel ein und die Welt geht zugrund. Das gibt's bei ihr nicht, und das ist mein Unglück.<

›Sie können doch nicht wünschen, dass es anders wär'!<

›Das wäre grad' so ein Unglück – g'hupft wie g'sprungen. Dann bringet ich mich selbst um, und so wird er es tun.<

›Ja, warum denn, um Gottes willen?<

›Weil er ihr sonst nicht zukann. Er weiß das. Sie hält auf ihre Frauenehr', und solange ich lebe, kann er sich abzappeln, wie er will, es wird ihm doch nichts nützen. Freilich, wenn ich einmal tot bin, dann weiß ich nicht, was geschieht – oder

besser, ich weiß es ganz genau: Sie wird mit ihm gehen.«

Sie können sich denken, Frau Violet, dass diese Mitteilungen mein ursprüngliches Interesse für das Persönchen der Frau Anna Burgholzer nicht abschwächten. Ich musste mich erst mit ihren starren Ehrbegriffen abfinden. Die Frauenehre über alles! Das ist groß und das imponiert mir. Im Übrigen aber gestattet diese Ehre ohne Weiteres, mit einem notorischen Gauner und Einbrecher gemeinsame Sache zu machen.«

»Ich finde das nicht so unbegreiflich, Dagobert«, sagte Frau Violet.

»Weil Sie eine Frau sind. Das ist so ein Problem der weiblichen Psyche, mit dem unsereins, wenn es gerade kein großer Psychologe ist, nichts anzufangen weiß, das sich aber der weiblichen Auffassung ohne sonderliche Schwierigkeit zu lösen scheint.«

»Was taten Sie nun, Dagobert?«

»Ah, nun war ich doch um ein gewaltiges Stück vorwärtsgekommen! Ich hatte wieder alle Fäden in der Hand. Aus Burgholzer hatte ich herausgeholt, dass Maxl in seinem Haus häufiger Gast sei, und Weiteres auch die Zeit, wann er gewöhnlich zu erscheinen pflegte. Ich legte mich also wieder auf die Lauer und folgte ihm dann auf seinem Heimweg. So brachte ich auch seine neue Unterkunft in Erfahrung, draußen in Hernals, im schwarzen Viertel.

Nun ging es leicht. Ich folgte ihm tagelang auf seinen Gängen. Einmal drang ich sogar wie seinerzeit in Nussdorf in seine Wohnung, in seiner Abwesenheit natürlich. Dazu nahm ich nur Flora, meine famose englische Vorstehhündin mit. Sie hat mich zwölfhundert Gulden gekostet, aber sie ist ihr Geld wert. Ich weiß nicht, ob es auf dem Kontinent eine

bessere Nase gibt, und Sie wissen, Frau Violet, auf gute Hunde halte ich. Ein guter Hund ...«

»Schon gut, Dagobert. Wenn ich Sie jetzt über Ihre Flora reden lasse, dann erfahre ich nichts mehr von Ihrem Maxl.«

»Sein Zimmer bot wieder nichts Bemerkenswertes. An einem Nagel hing ein völlig zerrissener Rock. Ich ließ Flora daran riechen, überhaupt im Zimmer herumschnuppern. Dann riss ich einen Fetzen vom Rock, hielt ihn Flora an die Nase und nahm ihn mit, und ließ dann im Laufe des Tages Flora wiederholt daran riechen. Sie sollte mit diesem Geruch vertraut werden. Das konnte doch irgendwie nützlich werden. Schon am nächsten Tage machte ich die Probe auf das Exempel. Ich ging Maxl wieder nach. Er zündete sich auf der Straße eine Zigarre an. Rasch gab ich meinem Kutscher, der mir, wie nun immer, nachzufahren hatte, ebenfalls eine Zigarre, er solle sich von dem Mann Feuer geben lassen und dazu Flora mitnehmen. Die Zügel sollte einstweilen mein Diener halten.«

»Warum haben Sie nicht gleich den Diener geschickt, Dagobert?«

»Das hervorragend dumme Gesicht meines Kutschers schien mir vertrauenswürdig. Er lief also, und ich passte auf, vornehmlich auf Flora. Ganz wie ich erwartet hatte. Die raschen Schwingungen des Schweifes drückten lebhaftere Gemütsbewegungen aus. Flora schnupperte und schnupperte, und ihre Miene und ihr Gehaben ließen erkennen, dass sie sich erinnere, schon einmal irgendwie und irgendwo das Vergnügen gehabt zu haben. Mein Zweck war erreicht. Da ich dem Mann doch nicht mehr selbst unter die Augen treten konnte, ohne Verdacht zu erwecken, hatte ich beschlossen, bei meinen weiteren Forschungsreisen Flora mitzunehmen.

Da konnte ich doch in entsprechendem Abstand folgen, ohne befürchten zu müssen, die Spur auf einmal ganz zu verlieren.«

»Nun sagen Sie nur eins, Dagobert, hielten Sie die Befürchtungen Burgholzers wirklich für begründet?«

»Für nur allzu begründet!«

»Sie trauten Ihrem Maxl auch ein solches Verbrechen zu?«

»Ohne Weiteres. Vergessen Sie nicht, Frau Violet, dass da die Leidenschaft für eine Frau ins Spiel kam. Im Bann einer solchen Leidenschaft halte ich den anständigsten Menschen eines Verbrechens fähig und nun erst meinen Maxl!«

»Mich wundert's aber dann, dass Sie sich mit dieser Sorge weiter nicht aufgehalten haben!«

»Wer sagt denn das? Ich hatte es sofort für eine Gewissenssache gehalten, die Angelegenheit mit meinem Freund Dr. Weinlich zu besprechen. Wir kamen aber zu keinem rechten Ergebnis. Auch die sorgfältigste polizeiliche Überwachung hätte einen meuchlerischen Überfall nicht verhindern können, und die Überwachung besorgte ich nun selbst. Besser hätte es die Polizei auch nicht können. Sie wäre mir höchstens in die Quere gekommen. Das einzig sichere Mittel wäre gewesen, ihn für längere Zeit wieder festzusetzen. Dazu fehlten vorläufig der Anlass und die gesetzliche Handhabe. Nun hatte ich allerdings die stille Hoffnung, in kurzer Zeit eine solche Handhabe zu finden, aber es musste gewartet werden, bis sie gegeben war.«

»Das war doch eine recht vage Hoffnung, Dagobert. Worauf konnten Sie sich denn bei dieser Annahme stützen?«

»Ich erinnere Sie daran, meine Gnädigste, dass einige Anhaltspunkte für diese Annahme doch schon gegeben waren. Maxl hat seiner geliebten Anna einige größere Geldnoten

zugesteckt. Wie war er zu diesen Noten gekommen? Das musste herausgebracht werden und war herauszubringen. Weiter – der Einbruch bei dem Feldmarschallleutnant. Eine genauere Prüfung des Tatbestandes und der Vorakten brachte mich zu der Überzeugung, dass die Annahme Dr. Weinlichs wohl etwas für sich habe. Der Einbruch war offenbar ein ›echter Maxl‹. Ich war im Zuge und fühlte mich sehr sicher auf meiner Spur. Ich zweifelte keinen Augenblick, dass es mir sehr bald gelingen werde, die so notwendige gesetzliche Handhabe zu schaffen.«

»Ich bewundere Ihre Zuversicht, Dagobert!«

»Das macht die Praxis, Gnädigste. Man kriegt mit der Zeit schon das Gefühl dafür, ob man auf richtiger Fährte ist oder auf falscher. Schon die nächsten Ereignisse gaben mir recht. Es war gegen drei Uhr nachmittags, als Maxl mit dem umgehängten Rucksack seine Schritte wieder nach Nussdorf lenkte. Ich konnte ruhig im Wagen bleiben und langsam nachfahren. Meine Berechnung war eine Richtige gewesen. Er wandte sich zur Überfahrtstelle. Nun galt es, rasch zu handeln. Ich befahl meinem Kutscher zu laufen, was er konnte, um die Überfahrt ebenfalls noch zu erreichen. Flora musste mit ihm. Die Sache war ein bisschen gewagt. Denn eine Begegnung hatte ja schon stattgefunden, aber jetzt gab es keine Zeit, lange zu überlegen, und es war mir von ganz besonderer Wichtigkeit, dass nun Flora so eine halbe Stunde mit dem Mann in einem Boot sein sollte. Von meinem Kutscher hatte ich nichts zu befürchten. Er ist glücklicherweise so dumm, dass er bei den Exkursionen, bei welchen er mir fast täglich zu folgen hat, niemals auch nur die leiseste Ahnung hat, um was es sich eigentlich handelt. Der konnte also nichts verderben. Er kam noch zurecht, und ich sah das Boot

abfahren. Dann setzte ich mich auf den Bock, nahm die Zügel selbst in die Hand und ließ meine Pferde ausgreifen. Es war eine feine Fahrt, rechts hinunter stromabwärts, dann über die Brücke und dann links hinauf durch die mit Bäumen und Gestrüpp bestandenen Auen bis in die Nähe der Stelle, wo das Boot landen musste. Ich stellte den Wagen so auf, dass er den Blicken Maxls entzogen bleiben musste. Er nahm seinen Weg, wie ich erwartet hatte, stromabwärts. Der Kutscher und der Hund waren bei der Landungsstelle zurückgeblieben. Ich wartete eine Weile, bis Maxl außer Sichtweite war, und ließ dann einen leisen Pfiff ertönen. Flora war nach wenigen Sekunden bei mir und bald darauf auch mein braver Kutscher, der natürlich noch immer nicht wusste, was vorging.

Ich befahl ihm, mit dem Wagen zurückzubleiben und zu warten, bis ich wiederkäme, und sollte es darüber auch Nacht werden. Dann machte ich mich auf und nahm Flora mit. Ich hielt ihr noch einmal den bewussten Tuchfetzen unter die Nase, damit kein Missverständnis zwischen uns aufkomme, und sagte leise: ›Such', Flora, such'!‹ Und nun ging's wie auf der Streifjagd, lautlos, vorsichtig, mit gespannter Aufmerksamkeit, von meiner Seite auch mit gespanntem Revolver. Ich hatte ihn aus dem Futteral genommen und handlich in der Seitentasche meines Überziehers untergebracht. Die Gegend war außerordentlich einsam, und schließlich – wenn man auf Räuberfang ausgeht, muss man auf manches gefasst sein.

Flora hielt sich hart an mich und drückte im Gehen ihren Kopf an mein linkes Bein. Ein prachtvolles Tier! Ich bin überzeugt, sie hätte sich erschlagen lassen, bevor sie einen Laut gegeben hätte. Sie hatte die Spur mit voller Sicherheit, und

wo mein Schritt abirren wollte, drängte sie auf die richtige Fährte zurück.

So ging es etwa eine halbe Stunde, dann wurde die Situation kritisch. Die Spur führte in ein dichtes Dickicht von Gebüsch und Unterholz. Es war schwer, da noch geräuschlos vorwärtszukommen, und ein Ausblick war unmöglich. Das war nun um so bedenklicher, als man, ohne selbst zu sehen, doch gesehen werden konnte, wenn der Kopf gelegentlich über einen Busch emporragte.

Ich legte mich auf den Boden und horchte. Es war nichts zu hören. Ich wollte mich dennoch nicht wieder aufrichten und kroch behutsam auf allen vieren weiter. Die Dämmerung brach herein. Das war mir nicht unlieb, zumal ich ja selbst in meiner Lage nichts sehen konnte. Das Wild konnte nicht mehr weit von uns sein. Denn Flora zitterte an meiner Seite vor Erregung. Das ist die große Passion der Jagd auf dem Kulminationspunkt. Ich kenne das an ihr. Richtig – da klingt ein leichtes Geräusch an mein Ohr. Ich schiebe mich mit aller Behutsamkeit noch weiter vor, und das Geräusch wird immer deutlicher. Ein feiner Klang. Es knirscht und klingt. Ein guter Stahl wühlt in der Erde, fährt durch Sand und Kies. Maxl arbeitet fleißig mit dem Gerät, das er sich im Rucksack mitgebracht. Dann wird's eine Weile still, und dann wieder ein Geräusch. Sehr deutlich. Erst war ausgeschaufelt worden, und jetzt schaufelte er zu.

Ich überlegte. Mit meinem verlässlichen Revolver in meiner verlässlichen Hand fühlte ich mich sicher genug, den Mann zu überrumpeln und zu stellen. Es wäre aber nicht klug gewesen, es zu versuchen. Dazu war es vor allen Dingen auch schon zu finster. Ein Fluchtversuch hatte viel Aussicht auf Gelingen. Ohne Not schießt man auch auf einen

Einbrecher nicht gern. Ich hätte ihn nur verscheucht, und das hätte keinen Sinn gehabt.

Ich blieb also im Hinterhalt, bis die Luft rein war. Darüber war es glücklich vollständig finster geworden. Für mich gab's da nichts mehr zu tun. Es ließ sich in der Dunkelheit einfach nichts machen. Ich suchte meinen Wagen wieder auf und dachte während der Heimfahrt darüber nach, ob ich, zu Hause angelangt, mich mit einer Blendlaterne versehen und sofort umkehren oder bis zum nächsten Morgen warten sollte. Ich entschloss mich für das Letztere. Das Tageslicht war zwar nicht günstig für mein Unternehmen. Störungen waren nicht ausgeschlossen und leicht möglich, aber die Wirtschaft mit der Laterne schien mir doch nicht rätlich. Ihr Schein hätte aus größerer Entfernung schon gesehen werden können, während ich selbst nicht die Möglichkeit eines weiteren Ausblicks hatte. Das hätte mich zu sehr in Nachteil gesetzt.

Am nächsten Morgen war ich schon vor Tagesanbruch zur Stelle.

»Dagobert als Frühaufsteher!«

»Ich bin nicht bequem, Gnädigste, wenn ich bei der Arbeit bin. Ich hatte Flora mitgenommen und ein handliches Grabseil. Die Stelle hätte ich nun auch ohne Floras Mitwirkung gefunden. Wer es nicht schon gewusst hätte, dass da am Abend vorher die Erde frisch aufgeschaufelt worden sei, hätte natürlich kaum etwas bemerkt und Verdacht geschöpft, ich wusste es aber. Nach einer viertelstündigen Arbeit war ich im Besitz der gesuchten Kassette.«

»Wirklich, Dagobert?«

»Ich fuhr mit ihr geradewegs zu Dr. Weinlich ins Amt, wo ich allerdings noch eine gute Stunde auf ihn zu warten hatte. Wir öffneten die Kassette. Es war in der Tat die des bestoh-

lenen Feldmarschallleutnants. Die Wertpapiere und die Orden lagen noch vollständig in ihr. Von dem Bargeld fehlten gegen dreitausend Kronen. Maxl scheint in der Zeit nicht schlecht gelebt zu haben!«

»Dr. Weinlich wird Augen gemacht haben!«

»Damit war für mich die Sache erledigt; mein Werk war getan. Ich bezeichnete noch genau das Nest; die Polizei brauchte es nur auszuheben. Bequemer konnte man es ihr schon gar nicht machen. Dr. Weinlich dankte und versprach, sich den Vogel sofort herauszulangen. Für mich gab's also nichts mehr zu tun.«

»Aber erlauben Sie, Dagobert, Sie sagten doch, Sie hätten in dieser Angelegenheit sogar Reisen machen müssen?«

»Leider war das noch nötig. Ich bin unschuldig daran. Die Ungeschicklichkeit der Polizei hatte mir die Suppe eingebrockt. Drei Tage später ließ mich Dr. Weinlich holen und teilte mir ziemlich bestürzt mit, dass der Vogel vorzeitig ausgeflogen sei. Er sagte es nicht ausdrücklich, aber ich erkannte es aus allen Umständen, dass da Ungeschicklichkeit und Übereifer seiner Agenten alles verdorben hatten. Es gibt ja einige tüchtige Leute unter den Berufsdetektiven, aber im Allgemeinen ist ihre Intelligenz eine unzureichende. Man kann übrigens für die Entlohnung, die sie erhalten, auch kaum mehr verlangen. Sie hatten Maxls Haus in seiner Abwesenheit förmlich belagert, um ihn sofort hoppzunehmen, wenn er heimkehrte. Maxl tat ihnen den Gefallen nicht und kehrte überhaupt nicht heim. Er ist ein geriebener Gauner und wird die Belagerungsmannschaft rechtzeitig gesehen und mit Gemütsruhe gemustert haben. Dann, als er den Braten gerochen hatte, ist er selbst verduftet.

Die Sache beunruhigte mich sehr. Es war ja eine Frau im

Spiel, und ich glaubte es Burgholzer aufs Wort, dass er seines Lebens nicht sicher sei. Mit Dr. Weinlich sprach ich sehr kühl und meinte, dass er nun doch nichts anderes tun könne, als seine Bemühungen fortzusetzen und alles aufzubieten, um des Ausreißers habhaft zu werden. Die Polizei sollte nur ein möglichst großes Aufgebot entfalten. Das gönnte ich ihr. Ich aber beschloss im Stillen sofort, die Nachforschungen für meine Person selbst wieder aufzunehmen.

Über mein Programm war ich keinen Augenblick im Zweifel. Meine Vormittage gehörten Frau Burgholzer, ohne dass sie es geahnt hätte, und an den Nachmittagen spionierte ich bei ihrem Herrn Gemahl herum. Es war eine schlimme, beschwerliche Zeit, und ich möchte sie nicht wieder durchleben, diese abspannenden, erfolg- und ereignislosen Tage.

Meine Ausdauer wurde aber schließlich doch belohnt, wenn man das gerade ›belohnt‹ nennen kann. Eines Tages – es begann schon zu dämmern – bekam ich Maxl doch wieder zu Gesicht. Er schritt mit Meister Burgholzer durch die Au zum Donauufer. Sie gingen Arm in Arm, und es schien, als werde Burgholzer von Maxl gestützt. Es schien, als habe jener es auch nötig, denn sein Schritt war ein bedenklich schwankender.

Ich schlich mich von Flora begleitet vorsichtig heran, konnte aber doch nicht nahe genug kommen, um bei der herrschenden Dämmerung alles genau sehen zu können. Da – mir stockte förmlich der Herzschlag – höre ich ein lautes Geräusch, ich sehe noch das Wasser weiß aufspritzen – und dann ragt nur noch eine Gestalt auf und hebt sich ab gegen den Horizont. Ich laufe vorwärts, was ich kann. Maxl wendet sich mir zu.

›Steh' und gib dich oder ich schieße!‹, schreie ich ihn an.

Maxl überlegt eine Sekunde, dann wendet er sich und springt ins Wasser.

Ob das nun Selbstmord – oder Fluchtversuch war, ich musste ihm nach. Ich hake Burgholzers Fischerzille, ein geräumiges Flachboot los und bin mit drei Ruderschlägen bei Maxl. Ich neige mich vor, um ihn zu fassen. Da sehe ich in seiner Hand etwas schimmern, fühle einen wuchtigen Stoß gegen die Brust und habe noch das klare Gefühl, dass der Mann mit einem Messer zugestoßen hat. Ich reiße den Revolver aus der Tasche, sehe auf Schrittweite seine bleiche Stirn und die dunklen Augen vor mir. Ich drücke los – und dann wurde es Nacht.«

»Um des Himmels willen, Dagobert, wie kann man sich in so entsetzliche Sachen einlassen!«

»Es war Nacht geworden, das heißt, ich war in Ohnmacht gefallen, zusammengeklappt wie ein leeres Futteral. Als ich wieder zu mir kam, brauchte es eine Weile, bis ich mich im Geist halbwegs zurechtfinden konnte. Stockfinstere Nacht um mich her, ich auf dem Grund eines Bootes auf der großen Donau schwimmend. Meine Lage mit dem Kopf abwärts war eine äußerst unbequeme. Ich versuche es, mich aufzurichten und falle darauf prompt wieder in Ohnmacht. Das wiederholt sich im Laufe der Nacht mehrmals, sodass ich schließlich den Versuch aufgebe, meine Lage zu ändern, um wenigstens bei Bewusstsein zu bleiben. Ich hatte in diesen Stunden reichlich Gelegenheit, Studien über das Wesen der Ohnmachten zu machen. Der Übergang vom Bewusstsein zur Bewusstlosigkeit ist ein unvermittelter, blitzartiger. Anders beim wiederkehrenden Bewusstsein. Das steigt allmählich an und ist ein wunderbares Gefühl. Erst leise unklare Dämmerung, dann eine äußerst rasche und lebhaftere Rotati-

on von Vorstellungen und Gedanken. Es ist, als würde in unserem Kopf ein Kaleidoskop mit wahnsinniger Geschwindigkeit gedreht. Wenn man dann ganz bei sich ist, hat man zunächst kein Interesse für die momentane Lage, sondern bemüht sich, sich ins Gedächtnis zu rufen, woran man bei jener rotierenden Hast gedacht habe. Als wenn das überhaupt möglich wäre! Übrigens – wenn die Ohnmacht ein Abbild des Todes wäre – ich wäre es zufrieden.«

»Gott, Dagobert, jetzt philosophieren Sie schon wieder und spannen mich dabei auf die Folter!«

»Also tiefe Nacht; ich auf der Donau schwimmend, in einem führerlosen Boot verwundet und unfähig, auch nur die geringste Bewegung zu machen. Wie sollte das enden? Aus der Geographiestunde erinnerte ich mich, dass die Donau ins Schwarze Meer münde. Es lag nicht in meiner Absicht, auf dem Schwarzen Meer herumzugondeln. Zerbrechen wir uns den Kopf nicht darüber! Lebend würde ich ja doch nicht hinkommen. Das war überhaupt so eine Sache. Ich hatte nähere Aussichten. In der Stockfinsternis konnte mein Boot durch irgendeinen Schleppdampfer über den Haufen gerammt werden, oder es konnte sich in einer menschenleeren Gegend an einer seichten Uferstelle festsetzen. Ich sah nichts als die Sterne über mir und hörte nichts als das gurgelnde Spiel der Wellen, die mit dem Boot machten, was sie wollten.

Als der Tag graute, ließ ich von Zeit zu Zeit Rufe ertönen, um mich womöglich bemerkbar zu machen. Dabei nahm ich mit Missvergnügen wahr, wie kraftlos und wenig ausgiebig meine Stimme geworden war. Nach einstündiger Bemühung hatte ich aber doch Erfolg. Zwei Köpfe wurden über meinem Bootrand sichtbar. Ein Fischer und seine Frau hatten meine Rufe gehört und sich dann beeilt, dem geheimnis-

vollen Boot nachzukommen.

Die Frau stieß einen Schreckensruf aus, als sie meiner ansichtig wurde. Ich lag ja in einer mächtigen Blutlache da, wovon ich freilich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Sie stieg in mein Boot herüber, um mir Beistand zu leisten. Zum Glück verstanden die Leute deutsch. Ich bat sie, mich vorläufig nicht anzurühren und mich zu lassen, wie ich sei. Ich fühlte mich sehr schwach und traute mir nicht recht. Eine neuerliche Ohnmacht wäre mir jetzt durchaus ungelegen gekommen. Vor allen Dingen wollte ich mich erst orientieren können, um dann die nötigen Maßregeln anzuordnen. Ich erkundigte mich zunächst, wo ungefähr ich sei, und war sehr erfreut zu vernehmen, dass wir uns ganz in der Nähe von Pressburg befänden. Pressburg kannte ich ja von zahlreichen Ausflügen her ganz genau, und im Hotel Palugyay, das gute Weine führt und eine feine Küche, hatte ich so manches Mal fröhlich bankettiert. Ich bat also, mich ans Ufer zu lotsen, wo das Maria-Theresia-Denkmal steht, nebenbei eine recht effektvolle Arbeit des ungarischen Bildhauers Fadrusz. Von dort seien es nur ein paar Schritte zum Hotel Palugyay, und dahin sollten sie mich dann vorsichtig schaffen lassen.

So geschah es. Ich brauche kaum zu sagen, dass ich, als sie mich aus dem Boot hoben, wieder schmählich in Ohnmacht fiel. Erst als ich im Bett lag und der Arzt vor mir stand, erhielt ich die wünschenswerten Aufklärungen. Maxls Messer war mir knapp unter dem linken Schlüsselbein in die Brust gefahren, und die Klinge war dann kurzweg abgebrochen und stecken geblieben. Ja, dann allerdings! Nun begriff ich meine kläglichen Ohnmachten – ich bin doch sonst nicht so. Da allerdings musste jeder Versuch, mich zu bewegen, ein solches Ende nehmen.

Es war keine große Sache, die Klinge wieder herauszuziehen, die ich übrigens meinem Museum einverleibt habe. Da die ganze Geschichte nun einen zweifellos kriminellen Anstrich hatte, war der Arzt verpflichtet, die Anzeige zu machen, worauf sich die Behörde ins Mittel legte und ich unverzüglich weitläufigen Verhören unterzogen werden sollte. Ich kürzte aber das Verfahren wesentlich ab, indem ich mir den Dr. Weinlich herantelegrafieren ließ, dem ich die nötigen Aufklärungen gab, der dann alles Übrige auf Amtswegen erledigte.«

»Hatten Sie daran noch lange zu leiden, Dagobert?«

»Mehr als mir lieb war. Ich bin überhaupt kein geduldiger Patient. Es stellte sich starkes Wundfieber ein, und dann gesellte sich noch eine höchst überflüssige Lungenentzündung dazu, die mich doch so herunterbrachte, dass ich dann zu meiner Rekonvaleszenz einen Abstecher nach Mentone machen musste; und nun nach Mentone war mein erster Weg zu Freund Grumbach und zu Ihnen, meine Gnädigste. J'y suis, j'y reste!«

»Ich danke Gott, dass Ihr Abenteuer so ausgegangen ist, Dagobert, und auch Sie haben alle Ursache, Gott zu danken. Es hätte leicht viel schlimmer kommen können. Hoffentlich haben Sie nun aber auch die entsprechenden Lehren gezogen aus dem, was Sie erlebt und glücklicherweise überlebt haben!«

»Ich möchte nichts beschwören, Frau Violet. Ich habe mich darüber nie einer Täuschung hingeeben, dass mein Sport – Sie belieben den Ausdruck gelegentlich zu gebrauchen, wenn Sie gnädigst nicht geradezu Verrücktheit sagen wollen – allerdings manchmal mit Gefahren verbunden ist. Sonst wäre er wohl auch nicht so verlockend und so interessant.

Ich habe mich aber auch damit abgefunden: Wo Holz gemacht wird, fliegen Späne. Ich gedenke also auch noch weiterhin Holz zu machen, und halte das noch immer für besser, als dass ich Steeple chase ritte.«

»Sie sind unverbesserlich, Dagobert! Jetzt sagen Sie noch: Haben Sie Gewisses über das Schicksal Burgholzers und Maxls erfahren?«

»Ich habe mich bei Dr. Weinlich erkundigt. Zwei Männer sind in Wien verschwunden, und nicht die leiseste Spur mehr war von ihnen zu entdecken, weder zu Wasser noch zu Land. Was Meister Burgholzer betrifft, so glaube ich, leider keinen Zweifel mehr hegen zu dürfen.«

»Und Maxl? Glauben Sie, dass Sie ihn in die Stirn getroffen haben?«

»Ich weiß es nicht und will es nicht wissen, will darüber nicht nachdenken. Gesehen habe ich es nicht mehr. Dabei beruhige ich mich. Sollte er noch am Leben sein, so wird er sich doch auf Wiener Boden schwerlich mehr blicken lassen. Sollte er's nicht mehr sein, dann ist ihm nur sein Recht geschehen. Es nützt nichts, darüber noch weiter nachzudenken.«

»Haben Sie die schöne Anna wiedergesehen?«

»Gewiss. Sie waltet an ihrem Stand wie eh. Sie ist nur ein wenig blasser geworden, und die beiden feinen Furchen von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln ein wenig tiefer, aber trotzdem – noch immer würde sie als englische Hofdame eine gute Figur machen.«

»Sie können wirklich von Glück sagen, Dagobert, dass Sie noch so weggekommen sind.«

»Einen schmerzlichen Verlust habe ich dabei doch erlitten. Meine arme Flora ist bei der Affäre zugrunde gegangen,

ohne dass ich recht wüsste – wie? Als ich in höchster Erregung ins Boot sprang, dachte ich nicht an sie, und ich kann nur kombinieren, was dann geschehen sein mag. Ich denke, dass sie, als ich abruderte, ins Wasser sprang, um mir nachzuschwimmen. Dabei ist sie nun entweder im Strom verunglückt, oder wenn sie doch noch ans Land gekommen ist, dort elend zugrunde gegangen, sonst wäre sie sicher zurückgekommen. Ich habe nie einen Hund so liebgehabt wie Flora. Ich werde ihr ein Denkmal setzen lassen.«

Der große Rubin

»Das hast du nun davon, mein lieber Dagobert!«, begann der Hausherr, als sie wieder einmal, wie nach alter Übereinkunft regelmäßig wöchentlich zweimal, bei Tisch zusammensaßen, Andreas Grumbach, der Großkaufmann und Präsident des Klubs der Industriellen, seine liebens- und verehrungswürdige Gattin Frau Violet und der getreue Hausfreund mit dem Petruskopf Dagobert Trostler. »Das hast du nun davon, dass der Ruhm deiner großen Passion, die zugleich deine große Kunst ist, in immer weitere Kreise dringt. Man wendet sich lieber an dich, den berühmten Amateurdetektiv, als an die Polizei. Das ist bequemer und billiger ...«

»Das ist noch kein großes Kompliment für mich«, warf Dagobert dazwischen.

»Aber auch sicherer! Man weiß, dass man sich auf dich verlassen kann, und dass die Sachen nicht gleich an die große Glocke gehängt werden. Polizei und Gericht sind für sich schon ein Stück Öffentlichkeit. Jedenfalls leitet ihre Tätigkeit meist in die Öffentlichkeit, und das entspricht nicht immer

den Wünschen der Beteiligten, selbst der Beschädigten nicht. Da kommt man also zu dir, und so hätte ich denn wieder Arbeit für dich, und zwar Postarbeit. Es ist sehr dringlich, und der Fall scheint mir schwierig.«

Nun mischte sich Frau Violet tief gekränkt ins Gespräch.

»Was, Andreas, du erfährst Geschichten und erzählst mir nichts?«

»Aber, liebes Kind, ich bin ja gerade dabei!«

»Ja – jetzt! Weil Dagobert da ist. Sonst hätte ich vielleicht nie etwas erfahren.

»Wenn ich aber versichere, dass die Geschichte noch ganz brühwarm ist? Ich habe sie erst eine halbe Stunde vor Tisch erfahren. Der junge Baron Friese ist ganz außer sich!«

»Baron Eugen Friese – unser Klubmitglied?«, fragte Dagobert.

»Der junge Friese, der vor zwei Jahren die Lichtenegger geheiratet hat?«, forschte Frau Violet.

»Jawohl«, bestätigte der Hausherr, »ganz derselbige. Er ist furchtbar aufgeregt und hat mich als väterlichen Freund und seinen Klubpräsidenten ins Vertrauen gezogen, da er sich selbst nicht mehr zu helfen weiß. Ich habe ihm nun auch nicht helfen können, aber ich habe ihm, da ich wusste, dass Dagobert da sein würde, geraten, seinen schwarzen Kaffee heute bei uns zu trinken.«

»Was – du hast ihn eingeladen, und auch das sagst du jetzt erst und so nebenbei?«

»Ich habe nicht gedacht, dass dich die Sorge um einen kleinen Schwarzen mehr aus der Fassung bringen werde.«

»Davon ist nicht die Rede, aber vielleicht hätte man den Wunsch gehabt, sich etwas besser anzuziehen! Aber erzähle jetzt: Was also ist dem kleinen Friesen passiert?«

»Eine großartige Geschichte! Ich begreife, dass er vor Wut die Wände hinauflaufen möchte. Die Geschichte war so ...«

»Entschuldige, lieber Freund«, unterbrach nun Dagobert, »soll das die Geschichte werden, zu deren Aufhellung mir eine Rolle zgedacht ist?«

»Natürlich. Davon sprechen wir ja.«

»Dann möchte ich dich bitten, sie nicht zu erzählen.«

»Warum denn nun nicht um alles in der Welt?«, fragte Herr Grumbach erstaunt. Auch Frau Violet protestierte gegen die Behinderung, denn sie war schon recht neugierig.

»Du sagtest doch«, fuhr Dagobert standhaft fort, »dass Friese in kürzester Zeit selbst hier erscheinen werde.«

»Allerdings, aber das ist doch kein Hindernis, dir den Fall vorher klarzumachen.«

»Ein ernstes Hindernis. Ich traue dir nicht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Und ich traue mir nicht. Bei solchen Dingen kommt es sehr auf die Genauigkeit der Details an. Du wirst mir sicher etwas Falsches erzählen.«

»Erlaube du einmal!«

»Und dann wird Friese erzählen, und schließlich würde ich dann hinterher bei irgendeiner vielleicht entscheidenden Einzelheit selbst nicht mehr wissen, ob ich sie von dir, also wahrscheinlich unrichtig, oder von Friese, also wahrscheinlich richtig, habe. Man muss sich vor Voreingenommenheiten hüten, die bei Nachforschungen immer die allergrößte Gefahr bilden. Ich kenne das.«

»Du bist übertrieben, Dagobert, und ein Pedant. So verwickelt ist der Tatbestand doch nicht, dass ich ihn nicht richtig darstellen oder dich durch meine Erzählung konfus machen könnte.«

»Mein lieber Grumbach! Ich erinnere dich an mein Experiment mit deiner Whistpartie.«

»Was für ein Experiment?«

»Es war etwa vor einem halben Jahr. Ihr wart vier Herren von der Partie im Klub. Ich erzählte euch eine sensationelle Mordgeschichte, die ich mit einigen Details ausstattete.«

»Jetzt erinnere ich mich. Nun – und?«

»Tags darauf bat ich jeden Einzelnen der vier Herren vertraulich, mir genau aufzuschreiben, was ich erzählt hatte. Du warst ja mit darunter.«

»Jawohl, nur war ich der Meinung, dass ich allein mit dem Auftrag beehrt worden sei.«

»Alle vier mussten berichten, alle vier durchaus vertrauenswürdige, ernsthafte Männer, die es mit der Wahrheit sehr genau nehmen.«

»Nun, und was weiter?«

»Alle vier Berichte, die ich gewissermaßen als Zeugenaussage auffassste, waren falsch und wiesen in wesentlichen Punkten solche Verschiedenheiten auf, dass sie einen Untersuchungsrichter hätten zur Verzweiflung bringen müssen. Darum nehme ich mir das Recht heraus, vorsichtig zu sein.«

Gegen Dagobert war nicht aufzukommen, man hatte aber nicht lange zu warten. Gerade als die kleine Gesellschaft sich vom Tisch erhob, um sich ins Rauchzimmer zu begeben, wurde Baron Friese gemeldet. Frau Violet machte mit gewohnter Anmut und Liebenswürdigkeit die Honneurs, und wenige Minuten später waren die Herren im Rauchzimmer mit schwarzem Kaffee und Zigarren versorgt, während Frau Violet sich an die Zigaretten hielt. Sie hatte sich auf ihrem Lieblingsplätzchen beim Marmorkamin eingerichtet, rechts ihr gegenüber saß Dagobert, links der Baron, während

Grumbach seinen gewohnten Platz in der Mitte des Zimmers am Rauchtisch einnahm.

Dagobert eröffnete die Feindseligkeiten: »Also, lieber Baron, Sie haben, wie ich höre, einen dummen Streich gemacht. Wir erwarten ein umfassendes Geständnis. Schießen Sie los!«

»Ja, Herr Dagobert.« Auch er nannte ihn nur schlechtweg Herr Dagobert. Niemand wird es ergründen, wie sich das gemacht hat, aber die Tatsache stand fest, dass keiner aus dem Bekanntenkreis Dagoberts ihn anders denn mit seinem Vornamen ansprach. Manche mochten vielleicht nicht einmal wissen, dass sie sich damit eine eigentlich unzulässige Vertraulichkeit erlaubten. »Ja, es war eine Dummheit, aber meine Schuld ist nicht so schlimm, wie sie sich auf den ersten Anblick ausnehmen mag. Darum habe ich auch nichts dagegen gehabt, dass die Angelegenheit in Gegenwart der gnädigen Frau verhandelt werde. Ich muss ja selbst die volle Aufklärung wünschen, wobei ich allerdings um streng vertrauliche Behandlung bitten muss. Es hätte keinen Zweck und wäre mir äußerst peinlich, wenn meine Frau etwas von dieser dummen Sache erführe.«

Frau Violet gelobte feierlich tiefstes Stillschweigen, worauf der junge Mann verbindlich dankte und der Meinung Ausdruck gab, dass er von ihrem weiblichen Takt und Scharfsinn sogar einen nützlichen Rat erhoffe.

»Am meisten aber«, fuhr er fort, »erwarte ich mir von Ihrer berühmten Geschicklichkeit, Herr Dagobert. Der Herr Präsident hat mir Mut gemacht, mich an Sie zu wenden.«

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Baron.«

»Also hören Sie! Meine Frau befindet sich seit vier Wochen zur Kur in Franzensbad. Sie können sich denken, dass so ein

gottverlassener Strohwitwer zur Sommerzeit ein recht trauriges Leben in der Stadt führt.«

»Na, na! Es muss eben getragen werden.«

»Man trägt's. So begab ich mich denn eines schönen Sommerabends in meiner tiefen Trostlosigkeit mit einigen Freunden zu dem lustigen Venedig in Wien. Uns hatte vornehmlich der Star der Arena, die berühmte dramatische Tänzerin aus St. Petersburg, die Fürstin Feodorowna Obolinskaja, angelockt.«

»Ich glaub's!«, gab Dagobert, selbst ein gedienter Lebe-
mann, mit sachverständigem Kopfnicken zu.

»Es war der Mühe wert. Ein phänomenales Frauenzimmer und mit Schmuck von geradezu fantastischem Reichtum angetan. Man munkelte, dass sie sogar die Freundin von ...«

»Ich kenne die Legende«, unterbrach Dagobert ihn,
»... und weiter?«

»Nein, Dagobert«, legte sich da Frau Violet ins Mittel. »Sie dürfen nicht immer unterbrechen, wenn's anfängt, am interessantesten zu werden. Glauben Sie wirklich, Baron, dass sie – seine Freundin gewesen ist?«

»Man sagt so.«

»Vielleicht sagt sie es«, meinte Dagobert. »Es wäre kein schlechtes Mittel der Reklame.«

»Mag sein!«, fuhr der junge Baron fort, »es kommt nicht darauf an. Uns gefiel sie sehr wohl. Da hatte einer von uns den Einfall – ich war es nicht – wir sollten unsere Karten hinauf in die Garderobe schicken, ob wir nach der Vorstellung die Ehre haben dürften, sie in unserer Gesellschaft im Champagnerpavillon zu begrüßen.«

Frau Violet schlug die Hände über dem Kopf zusammen über die Vermessenheit der jungen Männer von heutzutage.

»Sie kam«, fuhr Baron Friese fort, »und wir unterhielten uns ganz ausgezeichnet.«

»Das Datum – wenn ich bitten darf!«, mahnte Dagobert, indem er Bleistift und Notizbuch hervorholte.

»Ja, das weiß ich so genau nicht mehr.«

»Es könnte aber vielleicht von Wichtigkeit sein.«

»Möglich, aber wenn man mit einer Tänzerin soupiert, so glaubt man nicht immer gleich, dass man für den Untersuchungsrichter soupiert. Es war sehr hübsch, und ich hatte das Glück, von ihr besonders ausgezeichnet zu werden. Ich hatte schließlich auch die Ehre, sie im Fiaker nach Hause bringen zu dürfen.«

»Ah, ah!!«

»Pardon, meine Herrschaften! Selbstverständlich nur bis zum Haustor! Dort wurde ich verabschiedet. Das ist doch selbstverständlich! Ich hatte zu erwähnen vergessen, dass die Fürstin mit ihrer Mutter erschienen war, und das war keine Theatermutter. Die Ähnlichkeit war unverkennbar, und auch das Benehmen der Fürstinmutter war durchaus vornehm und einwandfrei. Die Bekanntschaft war nun einmal gemacht, und sie wurde weitergepflegt. Der Zufall fügte es, dass ich gelegentlich auch ohne meine Freunde die Vorstellung besuchte.«

»Der Zufall?«

»Jawohl, meine Gnädigste, solche Zufälle ereignen sich. Das ist das Leben. Aber ich versichere wieder, es ging in allen Ehren zu. Die Damen waren regelmäßig meine Gäste. Ich brachte sie regelmäßig nach Hause und wurde regelmäßig beim Haustor entlassen.«

»Also die unschuldigste Idylle von der Welt«, bemerkte Dagobert, »wobei ich nur nicht an Ihrer Stelle gewesen sein

möchte, lieber Baron.«

»Warum? Es war ja ganz angenehm. Das Nachspiel freilich ...«

»Darauf warten wir.«

»Eines Abends erklärte die Fürstinmutter, auch im Namen der schönen Tochter, dass es nun hohe Zeit für sie sei, sich ein ganz klein wenig zu revanchieren. Ich müsste nun einmal bei ihnen soupieren. Ich nahm die Einladung an. Der Tag wurde festgestellt. Das Souper hat stattgefunden.«

»Wann?«, forschte Dagobert.

»Gestern.«

»Gestern? Die Toten reiten schnell, lieber Baron. Erzählen Sie weiter!«

»Die Damen menagieren nicht zu Hause. Das Mahl war von Sacher beigelegt. Ich habe einige Praxis in Sacherschen Menüs. Es war eins für fünfzig Kronen das Gedeck, also immerhin annehmbar. Es ging alles sehr korrekt zu, und wir trennten uns im besten Einvernehmen.«

»Das war gestern Abend!«, rief nun Frau Violet.

»Eigentlich gestern Nacht. Denn wir kamen ja erst nach der Vorstellung dazu, und es war reichlich zwei Uhr nach Mitternacht, als ich mich empfahl.«

»Und heute schon bedürfen Sie der Hilfe Dagoberts? Wie geht denn das zu?«

»Allerdings recht sonderbar. Ich war noch nicht aufgestanden, als mir der Diener der Fürstin gemeldet wurde, und zwar in einer sehr dringlichen und durchaus unaufschiebbaren Angelegenheit. In Gottes Namen denn! Ich ließ ihn vor. Er brachte einen Brief von der Fürstin.«

Dagobert rückte sich auf seinem Sessel zurecht, als gewänne er jetzt erst Interesse für die Sache.

»In dem Brief teilte sie mir mit ...«

»Nicht doch, lieber Baron!«, unterbrach hier Dagobert. »Sie haben den Brief sicherlich bei sich. Wir möchten ihn im Wortlaut kennen.«

»Das kann geschehen.« Er holte den Brief aus der Tasche und las:

Mille remerciements, verehrter Freund, für den schönen Abend, den Sie uns bereitet haben, und an den ich mich immer mit Vergnügen erinnern werde. Sie waren so wunderbar aufgeräumt, aber heute müssen wir wieder ernsthaft sein. Bringen Sie also Ihren liebenswürdigen Scherz zu Ende, und schicken Sie mir den Ring mit dem großen Rubin durch Überbringer dieses zurück. Herzlichst Ihre dankbare Freundin Feodorowna O.

»Ja, hatten Sie denn wirklich einen Ring mitgenommen, Baron?«, fragte Frau Violet.

»Ist mir natürlich nicht eingefallen. Ich sehe den Diener verständnislos an und suche mich zu erinnern. Vergeblich. Ich hatte absolut nicht so viel getrunken, dass ich irgendeine Dummheit hätte machen sollen. Ich bin in der schönsten Manierlichkeit zu Fuß nach Hause gegangen. Die Fürstin wohnt auf dem Kolowratring, ich auf dem Kärntnerring. Ich erinnere mich deutlich, wie gemächlich ich ging, wie ich noch in ein Kaffeehaus einkehrte, dort noch einige illustrierte Blätter durchsah. Ich erinnere mich noch der einzelnen Illustrationen und der Unterschriften. Es ist völlig ausgeschlossen, dass der Wein mir den Sinn verwirrt haben sollte. Ich sage also dem Diener ruhig, dass ich von dem Ring nichts wüsste, und dass damit die Sache für mich erledigt sei. Dieser Fall scheint vorausgesehen worden zu sein. Denn der Diener hatte auch für ihn seine Instruktionen. Er erlaubte sich in al-

ler Untertänigkeit zu bemerken, dass auch er von dem Scherz wüsste. Nicht nur Ihre Durchlaucht, auch er habe gesehen, wie ich beim Abschied den Ring in das äußere Seitentäschchen meines Überziehers praktiziert hätte. Das war mir doch zu toll. Die Fürstin hatte allerdings nach Tisch ihre Schmucksachen vor mir ausgebreitet und sie gebührend von mir bewundern lassen, aber ich war doch wahrhaftig nicht auf die verrückte Idee verfallen, mir einen Ring einzustecken. Ich läutete meinem Diener und ließ den Überrock hereinbringen, den er schon wieder in den Kasten gehängt hatte. Der Rock wird gebracht, und in dem äußeren Seitentäschchen fand sich der Ring!«

»Sollte sich da nicht vielmehr die Fürstin einen kleinen Scherz erlaubt haben, um Sie ins Bockshorn zu jagen, lieber Baron?«, fragte lächelnd Frau Violet.

»Die Sache ging mir sehr bald über den Spaß, wie Sie gleich hören werden, gnädigste Frau. Es war in der Tat ein kostbarer Ring: ein ungewöhnlich großer und schöner Rubin, umkränzt von sechs wundervollen Diamanten. Was konnte ich tun? Ich übergab ihn dem Diener und ließ durch ihn meine Entschuldigungen für das Unbegreifliche entbieten. Nun kommt aber erst die Hauptsache!«

»Das lässt sich denken«, schaltete Dagobert ein.

»Es war noch keine halbe Stunde vergangen – ich saß gerade beim Frühstück – da war der fürstliche Diener schon wieder da, und er brachte wieder einen Brief. Hören Sie nur. Er lautet: Geehrter Herr! Weder die guten noch die schlechten Scherze dürfen zu weit getrieben werden und müssen ein Ende finden. Ich finde sogar, dass Ihr Scherz sehr ernst geworden ist. Die Steine an dem Ring, den Sie mir zurückgeschickt haben, sind falsch. Die meinen waren echt, wie mir

der Hofjuwelier Georg Friedinger, bei dem ich den Ring vor noch nicht vier Wochen gekauft habe, jederzeit bestätigen wird. Der Preis, den ich bezahlt habe, betrug sechstausend Kronen, wie ebenfalls Herr Friedinger zu bestätigen in der Lage sein wird. Ich erwarte nun von Ihnen entweder die umgehende Übersendung des genannten Betrages oder, was ich vorzöge, die sofortige Zurückstellung der echten Steine. Sollte ich bis heute Nachmittag vier Uhr nicht voll befriedigt sein, so wäre ich um so mehr gezwungen, die Angelegenheit meinem Rechtsanwalt, dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Valerian, zu übergeben, da ich schon übermorgen abreisen muss, um ein Engagement in Paris anzutreten. Hochachtungsvoll Fürstin Feodorowna Obolinskaja.«

»Das ist stark!«, rief Frau Violet empört. »Der reine Erpressungsversuch!«

»Oder Betrugsversuch«, versetzte der junge Baron, »oder eigentlich beides, und ich fürchte – ein erfolgreicher.«

»Was?«, ließ sich nun Dagobert vernehmen. »Sie werden doch der Bande nicht sechstausend Kronen in den Rachen werfen wollen!«

»Ich hätte es schon getan, wenn der Herr Präsident, dessen Meinung ich erst einholte, mir nicht eindringlich davon abgeraten hätte.«

»Mit gutem Grund«, bemerkte Grumbach.

»Ja doch«, fuhr der Baron fort, »es wäre hellichter Wahnsinn, aber ich muss um jeden Preis einen Skandal vermeiden. Das weiß das Frauenzimmer, und darum zieht sie die Schraube so an. Erstens einmal muss ich verhindern, dass meine Frau von der albernen Geschichte etwas erfährt, da sie sich, so unschuldig ich auch bin, ganz falsche Vorstellungen machen würde. Ich habe keine Lust, mir solcher Dumm-

heiten wegen meine glückliche Ehe trüben zu lassen. Weiter aber bin ich Fabrikherr und leite ein großes Geschäft. Nun denken Sie sich den Eindruck in der Geschäftswelt, wenn solche Dinge über mich ruchbar würden! Dr. Valerian würde schon dafür Sorge tragen, dass die Zeitungen den interessanten Fall veröffentlichen. Ich danke schön. Da bezahle ich lieber mein Lehrgeld, allerdings – sechstausend Kronen – ein bisschen teuer!«

»Das ließe sich ja hören«, nahm Grumbach wieder das Wort, »nur meine ich, dass es nichts nützen würde. Gibt man den Erpressern einmal nach, dann ist man ihnen mit Haut und Haar verfallen. Die Versuche würden fortgesetzt werden, und man muss ihnen willfahren, oder man hat das erste Opfer umsonst gebracht und hat dann nicht nur das Lehrgeld bezahlt, sondern den Skandal doch noch obendrein, ist also doppelt geschlagen. Dann lieber gleich den Skandal, als sich lebenslänglich an die Kette hängen zu lassen.«

»Ich bin auch der Ansicht«, meinte Frau Violet, »dass man für sein Recht kämpfen und es sonnenklar an den Tag bringen lassen soll.«

»Sie haben leicht reden, gnädigste Frau«, entgegnete der junge Baron, »vielleicht weil Sie eine Frau sind.«

»Ich sollte doch meinen, dass gerade eine Frau besonders befähigt wäre, die Scheu vor einem öffentlichen Skandal zu verstehen und zu würdigen, aber in diesem Fall ...«

»Ja, meine Gnädigste, Sie unterschätzen doch die Macht der öffentlichen Meinung der Kaufmannschaft. Man würde mich kaum mehr ernst nehmen. Es mögen philiströse Anschauungen sein, die da vorherrschen, aber man kann nicht aufkommen gegen sie. Schließlich kann man auch nicht aufkommen gegen das Vorurteil einer gekränkten Gattin. Da-

rum will ich lieber jedes Opfer bringen, bevor ich es auf einen Eklat ankommen lasse. Was ist Ihre Meinung, Herr Dagobert? Der Herr Präsident ließ mich hoffen, dass Sie vielleicht einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden wüssten.«

»Meine Meinung ist die, dass ich wütend bin!«, knurrte Dagobert. »Wieder einmal muss man sich um das Einfachste und Natürlichste herumdrücken, um nur um Gottes willen kein Aufsehen zu erregen. Das Einfachste und Natürlichste wäre, die ganze Sippschaft sofort festsetzen zu lassen.«

»Doch wohl nur die Fürstin?«

»Die ganze Sippschaft – und statt dessen soll nun herumdiplomatisiert werden!«

»Aber Sie sehen doch ein, Herr Dagobert ...«

»Natürlich sehe ich es ein. Ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf, Baron. Derlei kann jedem von uns passieren.«

»Sie aber sind wenigstens Junggeselle!«, gab Frau Violet zu bedenken.

»Nicht nur das, sondern auch vielleicht etwas vorsichtiger als unser junger Freund. Was nun den Fall selbst betrifft, so liegt er beinahe einfacher, als mir lieb ist. Es ist nicht viel Ehre dabei zu holen. Die Falle ist zu plump gestellt. Da tät's die Polizei auch, und ich brauchte mich gar nicht erst zu bemühen.«

»Aber Sie wissen doch, Herr Dagobert, dass ich mich an die Polizei nicht wenden kann!«

»Ich weiß schon, und das versöhnt mich noch mit der Sache. Lassen Sie also Ihrer Donna die Verständigung zukommen, dass Sie, da sie es doch so eilig hat, ihr morgen Nachmittag um vier Uhr bei ihrem Anwalt, dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Valerian, mit Vergnügen zur Verfü-

gung stehen. Sie solle sich nur auch den Hofjuwelier Friedinger mitbringen. Er ist nämlich, wie ich nebenbei bemerken will, beedeter gerichtlicher Schätzmeister, wird also in der Lage sein, den bei ihm gekauften Ring zuverlässig zu schätzen.«

Der Baron machte große Augen zu Dagoberts Vorschlägen.

»Erlauben Sie, Herr Dagobert«, sagte er, ein wenig aus dem Kontakt gebracht, »ich bin ja bereit zu bezahlen, da es nun einmal nicht anders geht, aber ich verstehe doch nicht recht, dass Sie mich förmlich in die Höhle des Löwen schicken wollen. Mir wäre es doch lieber, wenn sich die Sache bei meinem Rechtsanwalt abspielte. Ich werde schlechte Figur machen unter ihren Leuten und diesen völlig preisgegeben sein. Die Fürstin, ihr Anwalt, ihr Juwelier – die werden ja mit mir machen, was sie wollen, und mir nach Belieben die Kehle zuzschnüren.«

»Das ist schon die richtige Zusammensetzung. Verlassen Sie sich darauf.«

»Aber wenigstens werde ich mir meinen Rechtsanwalt mitnehmen!«

»Es hätte keinen Sinn, lieber Baron, überflüssigerweise noch mehr Leute einzuweißen. Ihr Anwalt werde ich sein.«

»Ah, dann bin ich schon beruhigt.«

»Ich werde pünktlich um vier Uhr zur Stelle sein. Verehrte Hausfrau, Sie werden sicherlich den Wunsch hegen, von dem Ergebnis der Unterhandlungen möglichst bald in Kenntnis gesetzt zu werden?«

»Natürlich brenne ich darauf, den Ausgang zu erfahren!«

»Dann brauchen Sie nur den Baron und mich morgen zu Tisch zu laden.«

»Was hiermit geschieht und mit tausend Freuden. Aber, Dagobert, Sie wissen, unsere Speisestunde ist um fünf.«

»Eben, weil ich das weiß, Gnädigste, habe ich die Konferenz für vier Uhr anberaumt, um fünf Uhr wird alles vorbei sein, und wir werden an Ihrem Tisch sitzen. Ich empfehle Ihnen übrigens, Frau Violet, Sie wissen doch, wie gern ich Sie in Ihren Hausfrauensorgen unterstütze – ein, zwei Flaschen Sekt in Eis stellen zu lassen. Ich meine nur unseres jungen Freundes wegen, und da es doch eine Siegesfeier werden wird. Denn ich für meine Person werde Ihrem wundervollen und mit Recht so berühmten kühlen Rüdesheimer treu bleiben.«

»Es wird für jeden Geschmack gesorgt sein, meine Herren!«

Der Baron erschöpfte sich in Entschuldigungen und versicherte, dass er sich nie erlaubt hätte, sich aufzudrängen, aber Dagobert schnitt ihm das Wort ab.

»Wir müssen, gnädigste Frau, diesen jungen Mann ein wenig unter unsere Obhut nehmen, damit er uns keine unnützen Streiche mache. Sie sehen, wie notwendig es ist, dass er bemuttert werde.«

Dagobert vergönnte sich am nächsten Tag den Witz, um fünf Uhr nachmittags mit dem Glockenschlag in Begleitung des jungen Barons im Haus Grumbach anzutreten. Frau Violet ihrerseits vergönnte sich wieder den Witz, dass Punkt fünf Uhr die Suppe auf dem Tisch dampfte. Das sollte ein Kompliment für Dagobert sein und das Vertrauen ausdrücken, das sie in seine Worte setzte.

»Um den Sekt erkundige ich mich gar nicht«, sagte Dagobert, als man sich niederließ.

»Er steht im Eis.«

»Selbstverständlich auch um meinen Rüdesheimer nicht.«
»Er wird die richtige Temperatur haben. Überhaupt, Dagobert, habe ich mich auf ein Siegesmahl eingerichtet, und wenn wir uns damit nun blamieren sollten, so wird es nicht meine Schuld sein.«

»Keine Angst, Gnädigste«, rief der junge Baron begeistert, »Sieg auf der ganzen Linie!«

Im Hause Grumbach wusste man, dass Dagobert bei Tisch der aufwartenden Dienerschaft wegen nicht gern vom Geschäft sprach. Man stellte also auch keine Fragen und unterhielt sich über mehr oder minder gleichgültige Dinge. Erst als man wieder im Rauchzimmer in gewohnter Sitzordnung beim kleinen Schwarzen saß, vor jeglicher Störung gesichert, da ließ Frau Violet der lange gebändigten Neugierde die Zügel schießen und verlangte genaueste Berichterstattung.

»Herr Dagobert war einfach großartig!«, rief der junge Baron begeistert. »Unser Triumph war vollständig und die Niederlage der gegnerischen Partei zerschmetternd. Die Sache war so – Sie müssen mich erzählen lassen, Herr Dagobert!«

»Gewiss, Sie sollen das Wort haben, geehrter Freund, nur müssen Sie mich vorerst von der kurzen Vorarbeit berichten lassen, die ja auch Sie noch nicht kennen. Diese Vorgeschichte wird zum Verständnis Ihrer Darstellung notwendig sein. Viel Zeit hatte ich nicht. Die Sache war ja eilig. Für vier Uhr hatte ich die Konferenz bestimmt. Wir mussten rasch fertig werden, zumal auch die Fürstin in kurzer Frist abzureisen gedachte. Den mir zur Verfügung stehenden Vormittag hatte ich gut benutzt. Ich hatte zweierlei zu tun. Erst einmal musste ich auf die Polizei ...«

»Sie haben doch um Gottes willen keine Anzeige ge-

macht?«, fragte erschrocken der junge Baron.

»Das wäre wider die Verabredung gewesen. Ich musste vor allen Dingen erst wissen, mit wem wir es zu tun haben. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, dass ich an Ihre Fürstin vom ersten Augenblick an nicht geglaubt habe. Ich habe von jeher ein, wie ich glaube, berechtigtes Misstrauen gegen alle durchlauchtigen Varietéprinzessinnen. Es gibt nun zwei behördliche Instanzen, die nicht mit sich spaßen lassen: das Steueramt, das mich in diesem Fall allerdings nichts angeht, und die Polizei. Ich habe gute Beziehungen zur Polizei. Oberkommissar Weinlich von der Kriminalabteilung, dem ich ja auch schon manchen Dienst zu leisten in der Lage war, erleichtert mir gern eine diskrete Nachforschung. Ich hob also den Meldezettel der Fürstin und ihres Haushalts aus. Wie ich erwartet hatte: Maria Oblitschew, genannt Fürstin Feodorowna Obolinskaja. Die Polizei ist in dem Punkt nicht engherzig. Wenn eine Artistin sich auf einen schönen Namen für das Programm steift, so lässt sie diese gewähren, sofern nur die Personalakten selbst in Ordnung sind. Auch eine Kaiserin ist schon aufgetreten, allerdings die Kaiserin der Sahara, und Könige gibt es zu Dutzenden, Könige der Jongleure, Könige der Kettensprenger und so fort! Der Meldezettel verriet noch Weiteres: Alter 35 Jahre! Sie machen ein entsetztes Gesicht, lieber Baron?«

»Fünfunddreißig Jahre!«

»Das ist doch hoffentlich noch kein Verbrechen!«, meinte Frau Violet, ein wenig durch das naive Entsetzen des jungen Barons verstimmt.

»Nein, gewiss nicht«, gab dieser sofort mit großer Bereitwilligkeit, aber noch immer sehr konsterniert zu.

»Sie haben sie wohl für erheblich jünger gehalten?«, fragte

Dagobert, mit grausamer Beharrlichkeit bei diesem Punkt verweilend.

»Allerdings für ganz beträchtlich jünger!«

»Nun, der Polizei muss man die Wahrheit sagen. Es ist auch das Sicherste. Eine Falschmeldung kostet zwar nicht gleich den Kopf, aber es gibt doch eine öffentliche Verhandlung. Die kommt dann in die Zeitung – und das ist das Schreckliche. Noch einiges andere kündete der Meldezettel. Die ältere Dame ist, woran wir ja auch nicht gezweifelt hatten, wirklich ihre Mutter. Interessanter aber ist schon die Tatsache, dass der Bediente, der auch Sie mit seinem Besuch beehrt hat, ihr Bruder ist!«

»Eine merkwürdige Wirtschaft!«, rief Frau Violet.

»Aber praktisch, wie es sich beinahe wieder gezeigt hatte und sich sicherlich auch schon gezeigt hat«, fuhr Dagobert fort. »Als ich meine Sachen auf der Polizei besorgt hatte, blieb mir noch übrig, das Milieu der fürstlichen Herrschaften zu studieren.«

»Sie wollen doch nicht sagen«, rief der Baron erstaunt, »dass Sie bei ihr oben waren?«

»Genau das wollte ich sagen. Ich war bei ihr oben, und zwar eine volle Stunde.«

»Aber davon hat sie doch nicht ein Sterbenswörtchen erwähnt!«

»Konnte sie auch nicht, weil sie es nicht gewusst hat.«

»Dann war sie vielleicht nicht zu Hause?«

»Sie war zu Hause und noch dazu in einem reizenden Negligé.«

»Das verstehe ich nicht!«

»Wir sind solche Stückl von ihm schon mehr gewöhnt«, ließ sich Frau Violet vernehmen. »Erzählen Sie, Dagobert,

wie Sie das wieder angestellt haben.«

»Das Haus, in dem sie wohnt, wird durch die Internationale Elektrizitätsgesellschaft mit elektrischem Licht versorgt. Zu meinen zahlreichen Würden und Bürden gehört auch eine Verwaltungsratsstelle bei dieser Gesellschaft, um die ich mich bisher allerdings recht wenig bekümmert hatte. Immerhin konnte ich mir nun da schon etwas richten. Ich holte mir einen Monteur heraus und gab ihm die nötigen Weisungen. Ich ging mit ihm, angetan mit der blauen Bluse eines Arbeiters, und trug die Leiter. Unkenntlich machte ich mich durch meine fürchterliche Automobilbrille und durch eine unförmliche Chauffeurkappe mit weit ausladendem Schild.«

»Sie müssen schön ausgesehen haben!«, rief Frau Violet lachend.

»Auf Schönheit kam es mir nicht besonders an. Ich dachte mir aber, dass Laien sehr wohl glauben könnten, dass ein Arbeiter der Elektrizitätsgesellschaft so aussehen müsse. Wir gingen also hinauf, und das Wort führte ausschließlich der Monteur, während ich mich in meiner Vermummung und mit der Leiter immer im Hintergrund hielt. Er demonstrierte, dass es im Haus einen Kurzschluss gäbe, und dass wir, da Gefahr im Verzug sei, nun sofort alle Leitungen aufs Genaueste untersuchen müssten. Während er noch sprach, hatte ich schon meine Leiter aufgestellt und war hinaufgeklettert, und nun betrachtete ich mir die Dinge in aller Gemächlichkeit von oben herunter. So studierte ich, selbst unbeachtet, alle Gemächer, und als wir das Haus verließen, hatte ich meinen Zweck erreicht. Ich wusste nun, was ich wissen wollte.«

»Haben Sie wirklich etwas Besonderes ausgekundschaftet,

Dagobert?«, fragte Frau Violet.

»Doch leidlich Wichtiges. Die Zimmer der Herrschaft boten zwar gar kein Interesse, um so mehr aber das Dienerzimmer, wo ich mich auch am längsten aufhielt.«

»Was haben Sie dort Interessantes gefunden, Dagobert?«

»Das wird sich ja sofort aus der Erzählung unseres Freundes ergeben, dem ich nun doch nicht länger hinderlich sein möchte.«

»Es ist wahr, Herr Dagobert«, nahm nun der junge Baron das Wort, »der Bericht über Ihre Vorarbeit war nötig. Ich selbst begreife jetzt erst manches, was mir bisher unverständlich war. Nun aber lassen Sie mich der gnädigen Frau und dem verehrten Hausherrn von unserer Verhandlung erzählen. Ich lege wert darauf, selbst zu erzählen, weil Herr Dagobert wahrscheinlich aus Bescheidenheit seine prachtvolle Leistung nicht ins richtige Licht setzen würde. Also – als wir hinkamen, war alles schon versammelt: Dr. Valerian, der Hof- und Gerichtsadvokat, der Hofjuwelier Friedinger, die Fürstin in Begleitung der Fürstinmutter und sogar der Bediente. Kaum waren wir eingetreten, als der Rechtsanwalt mich auch schon apostrophierte, mir beteuerte, wie außerordentlich peinlich es ihm sei, usw. usw. Es war ein Wortschwall, und in diesen mengten sich die Redefluten der Fürstin und der erlauchten Mutter. Kurz, man konnte dabei förmlich irrsinnig werden. Diesem Chaos machte aber Herr Dagobert ein rasches Ende, indem er erklärte, dass man so nicht verhandeln könne. Dann dankte er für das allgemeine Vertrauen, mit dem man ihn zum Vorsitzenden erwählt habe ...«

»Ja, hatte man ihn denn dazu erwählt?«, fragte Frau Violet.

»Keine Idee!«, gab Dagobert zu, »aber ein Vorsitzender

war nötig, und in dieser Gesellschaft gab es zufällig keinen besseren.«

»Herr Dagobert übernahm also den Vorsitz«, fuhr der Baron fort, »sagte volle und allseitige Redefreiheit zu, versicherte aber dafür sorgen zu wollen, dass immer nur einer auf einmal rede. Dann forderte er den Anwalt der Fürstin auf, eine Darstellung des Falls zu geben und die Ansprüche zu präzisieren. Der Anwalt wollte ausbiegen. Bei der besonderen Peinlichkeit der Angelegenheit wäre eine vertrauliche und delikate Erledigung wohl am angemessensten. Er schlug vor, dass ich mich mit ihm zurückziehe, um mit ihm in gegenseitigem Einvernehmen die Sache in aller Stille und mit aller gebotenen Diskretion zu erledigen.

Herr Dagobert wies den Vorschlag kurz ab. Für uns hätte die Angelegenheit durchaus nichts Peinliches, und wir hätten nicht die geringste Ursache, auch eine noch viel größere Öffentlichkeit zu scheuen. Er solle also nur ruhig loslegen und ungescheut heraussagen, was er auf dem Herzen habe.

›Wenn Sie es selbst wünschen‹, erwiderte Dr. Valerian, ›dann muss ich mich wohl fügen.‹ Und dann gab er seine Darstellung, wie ich sie Ihnen gegeben hatte. Er schloss mit den Worten: ›Und nun fordere ich den Herrn Baron Friese auf, sich endlich zu diesem Gegenstand zu äußern!‹

Herr Dagobert schnitt mir sofort das Wort ab, mit der Erklärung, dass der Herr Baron sich selbstverständlich nicht äußern werde. Er werde überhaupt nicht ein Wort sagen, da es – wieder ganz selbstverständlich – durchaus unter seiner Würde sei, auf solche Albernheiten auch nur mit einem Wort einzugehen. Er bitte um Entschuldigung, wenn der Ausdruck Albernheiten vielleicht nicht ganz parlamentarisch sei. Er habe ihn nur gebraucht, weil er den treffenderen nicht

anwenden wollte – Infamien! Er habe übrigens keinen Anlass, sein tiefes Erstaunen zu verhehlen, dass ein Anwalt vom Rang des Dr. Valerian es nicht verschmäht habe, sich in eine so schmutzige Sache einzulassen.

Nun stieg Dr. Valerian: ›Ich lehne es ab, mir von gegnerischer Seite derlei Vorhalte machen zu lassen. Ich weiß schon selbst sehr wohl, was ich zu tun und zu lassen habe. Wenn das eine schmutzige Sache ist, was ich ohne Weiteres zugebe, so sind wir daran unschuldig, und wir werden in der Verfolgung unseres Rechts nicht aufhören, weil es zufällig ein hochgestellter und in der Gesellschaft angesehener Herr ist, gegen dessen Scherze oder Sinnesverwirrungen einzuschreiten wir gezwungen sind.‹

›Sie haben sehr schön gesprochen, Herr Doktor‹, erwiderte Herr Dagobert ruhig, ›aber Sie werden – aufhören. Das gebe ich Ihnen schriftlich, wenn Sie wollen. Wir werden den Tatbestand ja sehr bald aufgeheilt haben. Fräulein Oblitschew, haben Sie zu diesem Gegenstand noch etwas zu bemerken?‹

Bei dieser Anrede machten der Advokat und der Hofjuwelier erstaunte Gesichter, in den schönen Augen der Fürstin flammte aber ein Zornesblitz auf. ›Wenn ich etwas zu bemerken hätte‹, antwortete sie mit fliegendem Atem, ›so wäre es das, dass ich nicht da bin, mich insultieren zu lassen.‹

›Kein Mensch denkt daran, Sie zu insultieren. Ich wollte nur andeuten, dass wir hier nicht im Varieté sind und hier nicht Theater spielen. Für uns sind Sie hier Fräulein Oblitschew und sonst nichts.‹

›Es ist mir gleichgültig, was ich für den Herrn bin oder nicht bin. Ich verlange nur, dass mir der Herr Baron meinen Ring zurückgibt.‹

›Das ist begreiflich. Wenn der Herr Baron den Ring genom-

men hat, dann muss er ihn auch wieder zurückgeben.<

›Jawohl, und zwar den Echten, nicht aber eine Fälschung!
Ich lasse mich nicht betrügen.<

›Schön.<

›Der Herr Hofjuwelier Friedinger wird mir bestätigen ...<

›Den Herrn Hofjuwelier werden wir ja gleich selbst hören.
Vorerst gestatten Sie mir aber wohl, einige Fragen an Ihren
Diener zu richten.<

›Bitte.<

Der Diener trat vor.

›Sie heißen?<

›Simon.<

›Schön. Also, Simon, Sie haben es auch gesehen, dass der
Herr Baron vorgestern beim Abschied von Ihrer Herrin den
fraglichen Ring in das äußere Seitentäschchen seines Über-
ziehers gesteckt hat?<

›Jawohl, das habe ich gesehen.< Simon spricht ebenso wie
seine Herrin fließend Deutsch.

›Das wäre nun allerdings ein vollgültiger Beweis. Freilich
ist es fraglich, ob man Sie überall als klassischen Zeugen
wird gelten lassen wollen. Doch davon später. Jetzt möchte
ich von Ihnen nur einiges aufgeklärt haben. Sie haben ges-
tern um halb zehn vormittags dem Herrn Baron eine Bot-
schaft gebracht. Stimmt das?<

›Jawohl!<

›Sie haben dann den Ring mitgenommen, haben ihn nach
Haus getragen. Ihre Gnädige hat dann einen Brief geschrie-
ben. Den haben Sie übernommen, und um zehn Uhr waren
Sie dann wieder bei dem Herrn Baron. Stimmt auch das?<

›Jawohl, das stimmt!<

›Mir stimmt es aber mit der Zeit nicht. Ich habe die Strecke

vom Ende des Kolowratringes bis zum Anfang des Kärntnerringes in gutem Tempo abgeschritten. Unter fünfzehn Minuten ist das nicht zu machen. Hin und zurück – macht dreißig Minuten, da fehlt mir also die Zeit zur Abfassung des Briefes, der durchaus nicht in Eile, sondern sehr bedachtsam und sorgfältig geschrieben worden zu sein scheint.<

›Dann wird es wohl länger als eine halbe Stunde gedauert haben, bis ich wieder zurück war.<

›Der Herr Baron ist gegenteiliger Ansicht, aber Ihre Antwort ist gut, Simon. Unsere Schwäche besteht nämlich darin, dass wir die Zeit Ihrer Abwesenheit nicht mit der Uhr in der Hand abgestoppt haben. Es wurde uns aber dadurch doch der Gedanke nahegelegt, dass es eine abgekartete Sache war, dass Sie gar nicht erst wieder nach Hause gingen, sondern den vorbereiteten Brief schon in der Tasche hatten. Regen Sie sich nur nicht unnötig auf. Wir können Ihnen das nicht beweisen.<

›Ich weiß nichts von abgekarteten Sachen und nichts von einem vorbereiteten Brief.<

›Sie wissen nichts davon – gut. Aber Sie wissen doch mehr, als Sie zeigen möchten. Sehen Sie mal, als ich Sie vorhin fragte, wie Sie heißen, sagten Sie: Simon. Warum sagten Sie nicht gleich: Simon Oblitschew?<

Valerian und der Hofjuwelier machten wieder erstaunte Gesichter, Herr Dagobert fuhr aber ruhig fort: ›Warum sagten Sie weiter nicht gleich zur Vereinfachung der Situation, dass Sie der Bruder von Fräulein Oblitschew sind?<

Nun fuhr aber die Oblitschew wieder mit zornfunkelnden Augen los. ›Ich sehe, man hat es hier nur darauf abgesehen, mich zu demütigen. Wenn das ein Mittel sein soll, meine An-

sprüche herabzudrücken, so ist es recht unglücklich gewählt.<

›Wir denken nicht daran, mein Fräulein, aber Sie werden doch nun selbst zugeben, dass jeder Richter sich bedenken würde, einen solchen Zeugen ohne Weiteres gelten zu lassen. Doch wir wollen nun Ihrem Wunsch entsprechen und endlich auf den Ring zu sprechen kommen. Herr Hofjuwelier, darf ich bitten! Sehen Sie sich, bitte, den Ring recht genau an.<

›Das habe ich bereits getan.<

›Ist er bei Ihnen gekauft wurden?<

›Ja, allerdings waren die Steine, die ich verkauft habe, echt. Diese sind falsch.<

›Selbstverständlich waren sie echt. Überhaupt, Herr Friedinger, möchte ich von vornherein nachdrücklich betonen, dass wir weit davon entfernt sind, gegen Sie auch nur das geringste Misstrauen zu hegen. Im Gegenteil. Sie sind gerichtlicher Sachverständiger. Das ist uns sehr angenehm und sehr wertvoll, und wir geben hiermit die bindende Erklärung ab, dass wir uns Ihrem Urteil und Ihrer Schätzung unbedingt unterwerfen werden. Über den Preis brauchen wir nicht erst viel zu reden.<

›Der Ring hat sechstausend Kronen gekostet, und der Preis war angemessen.<

›Ihre Firma ist als zuverlässig bekannt. Wir erheben keine Einsprache gegen die Wertbestimmung. Wir wissen nun, dass die Fälschung vorgenommen wurde, nachdem der Ring von Ihnen verkauft war.<

›Selbstverständlich.<

›Sie haben, wie Sie sagten, den gefälschten Ring genau angesehen. Ist die Fälschung gut oder stümperhaft?<

- ›Die Fälschung ist sehr gut.<
- ›Könnten Sie uns, Herr Sachverständiger, einige Auskünfte über das Wesen der guten und schlechten Fälschungen geben?<
- ›Das ist sehr einfach. Eine Fälschung ist schlecht, wenn sie auf den ersten Anblick zu erkennen ist, und sie ist gut, wenn auch das Auge des Kenners einige Mühe hat, sie zu entdecken.<
- ›Fräulein Oblitschew hat die Fälschung sofort erkannt.<
- ›Allerdings, aber das Fräulein – die Fürstin Obolinskaja ist, wie ich mich überzeugt habe, eine sehr genaue Kennerin von Edelsteinen.<
- ›Auch das wollen wir keineswegs bezweifeln. Nun noch eins, Herr Friedinger. Es würde uns außerordentlich interessieren, wenn Sie uns einige Aufschlüsse über die Methode oder die Methoden der Fälschungen geben wollten.<
- ›Das ist eine ganze Wissenschaft. Es gibt zwei Methoden. Die Erste besteht darin, dass wertvolle Steine durch andere Steine, die immer noch Edelsteine, aber minderwertiger Art sind, ersetzt werden.<
- ›Ist das hier der Fall gewesen?<
- ›Nein. Hier ist Strass zur Verwendung gelangt.<
- ›Was ist das eigentlich – Strass?<
- ›Strass ist eine Glassorte, die sehr viel Blei enthält, mehr noch als Flintglas. Es wird aus Kieselerde oder sehr fein zerstoßenem Bergkristall, aus Kalisalpeter, reinem Bleioxyd und aus Borsäure hergestellt. Diese Bestandteile, zu denen dann auch noch die entsprechenden Färbemittel hinzugefügt werden müssen, werden in sogenannten hessischen Tiegeln ...<
- ›In Tiegeln!<

›Jawohl, in Tiegeln, durch vierundzwanzig Stunden gegläht und im Schmelzfluss erhalten. Zeigt der Guss dann vielleicht Luftblasen, dann muss er wieder eingestampft und die Arbeit wiederholt werden.«

›Das ist ja sehr belehrend. Dann folgt noch der Schliff, also eine recht umständliche Geschichte.«

›Allerdings, Geduld muss man bei der Arbeit haben.«

›Sie sagten, Herr Sachverständiger, dass die vorliegende Fälschung gut sei. Womit begründen Sie diese Ansicht?«

›Der Guss ist rein und tadellos, die Farbnuance des Rubins vorzüglich getroffen. Besonders beachtenswert ist endlich der Schliff. Die Facettierung der Originalsteine ist mit großem Geschick aufs Allergenaueste nachgeahmt.«

›Mit einem Wort: Der Fälscher ist ein sehr tüchtiger Mann, dem man sein Kompliment machen darf. Und nun noch eine Kleinigkeit, Herr Friedinger, eine Frage, die Sie uns als Sachverständiger beantworten sollen: Was glauben Sie, wie viel Zeit braucht selbst ein geschickter und erfahrener Arbeiter, um mit dem ganzen umständlichen und, wie wir gehört haben, sehr komplizierten Verfahren zustande zu kommen?«

›Doch mindestens vierzehn Tage.«

›Doch mindestens vierzehn Tage. Wenn es aber sehr, sehr eilig sein sollte?«

›Dann wohl auch acht Tage, vielleicht sechs.«

›Ich danke Ihnen, Herr Sachverständiger. Ich habe keine Frage mehr zu stellen. Und nun zu Ihnen, Herr Dr. Valerian! Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf einige Umstände lenken. Vorgestern, eigentlich war es schon gestern, es war ja zwei Uhr nach Mitternacht, soll der Ring mitgenommen worden sein, früher konnte es nicht geschehen sein. Denn man hat ja gesehen, wie er eingesteckt wurde. Nicht ganz

acht Stunden später wurde der Ring wieder abgeholt, und da war die kunstvolle und schwierige Fälschung schon vollendet. Ich frage Sie nun, Herr Dr. Valerian, als einen unserer angesehensten Advokaten, ob Sie uns noch immer keine Erklärung abzugeben haben?«

›Allerdings habe ich eine Erklärung und eine Entschuldigung zu bieten. Die Entschuldigung für den Herrn Baron, dessen Verzeihung ich noch zu erlangen hoffe. Die Erklärung für die ganze Gesellschaft: Ich sehe mich veranlasst, hiermit die Vertretung der – Fürstin Obolinskaja niederzulegen.«

›Somit wären wir eigentlich fertig«, nahm Herr Dagobert darauf wieder das Wort. ›Ich möchte nur noch darauf hinweisen, dass wir das ausnehmende Vergnügen haben, jenen talentvollen Mitarbeiter in unserer Mitte zu sehen. Sie, lieber Simon, Sie haben uns noch etwas Interessantes verschwiegen, dass Sie nämlich auch ein gelernter Goldarbeiter sind.«

›Wer sagt das?«

›Das sage ich, und wenn ich es sage, können Sie es glauben. Ihre feinen Werkzeuge und die hübschen hessischen Tiegel haben Sie wunderschön in Ordnung, nur sollten Sie sie etwas sorgfältiger verschließen, wenn Sie aus Ihrer Kunst schon durchaus ein Geheimnis machen wollen.«

Sie werden mir zugeben, gnädigste Frau«, schloss der Baron seinen Bericht, »dass Herr Dagobert da wirklich eine Meisterleistung geboten hat.«

›Ich weiß, dass man von Dagobert überhaupt nur Meisterleistungen zu erwarten hat. Eine Mitteilung sind Sie uns aber noch schuldig, lieber Baron. Die – Fürstin haben Sie doch nicht so ohne Weiteres laufen lassen?«

›Herr Dagobert hat sie gnädig behandelt. Er sagte, dass

nun auch er mit einem vorbereiteten Brief operieren wolle. Er zog ihn auch sofort aus der Tasche und ließ ihn erst von der – Fürstin und sodann von allen Anwesenden als Zeugen unterschreiben. In dem Brief bekannte sie sich eines unsauberen Betrugs- und Erpressungsversuchs schuldig, dankte für die besondere Gnade, dass man sie nicht dem Strafgericht übergeben habe, und gab die bündige Erklärung ab, dass sie keine wie immer geartete Forderung an Baron Eugen Friese zu stellen habe.«

»Das ist alles ganz schön«, meinte Frau Violet, »aber ich finde diese Lösung doch unmoralisch. Die Betrügerin durfte so leichten Kaufs nicht davonkommen!«

»Sie vergessen nur eins, gnädigste Frau«, verteidigte sich Dagobert, »dass eine andere Lösung mit Ausschluss der Öffentlichkeit nicht gut möglich war. Diese aber musste nun einmal ausgeschlossen bleiben.«

»Das sehe ich ein. Hoffentlich lässt sich aber unser junger Freund die Geschichte zur Warnung dienen. Man soll sich in gar nichts einlassen, was nicht auch die Frau wissen darf!«

Der große Schmuckdiebstahl

Ein vollständig verunglücktes Diner. Und es hätte so hübsch werden können und sollen. Andreas Grumbach, der verdienstvolle Präsident des Klubs der Industriellen, hatte für nachmittags drei Uhr den Vorstand und den Ausschuss des Klubs zu einer Sitzung in seiner Wohnung geladen. Es gab Wichtiges zu besprechen, da die Generalversammlung vor der Türe stand. Die Klubräumlichkeiten selbst wurden gerade einer einschneidenden baulichen Veränderung unterzo-

gen, und so wurde die Sitzung ausnahmsweise in der Wohnung des Präsidenten abgehalten.

Das Haus Grumbach hatte seinen bewährten Ruf als Pflegestätte feiner Geselligkeit und liberaler Gastfreundschaft, und der Hausherr hatte sich die Ehre gegeben, auch diesmal die gebotene Gelegenheit zu benutzen. Da er die Herren einmal so schön beisammen hatte, wollte er sie auch bei sich behalten. Das war schon auf der Einladung zur Sitzung vermerkt, damit sich die Herren darauf einrichten konnten. Das machte sich ganz ungezwungen und natürlich. Die Sitzung dauerte voraussichtlich zwei, drei Stunden, und dann war es Essenszeit geworden im Hause Grumbach. Zur Essenszeit schickt man aber im Hause Grumbach die Leute nicht weg, sondern behält sie da.

Der gesamte Vorstand und Ausschuss war auch vollzählig erschienen, zehn Mann hoch. Dazu dann noch der Präsident und last, sicherlich nicht least, die bezaubernd liebenswürdige Herrin des Hauses, Frau Violet. Das gab die richtige Tafelrunde von zwölf Gedecken.

Ein Mitglied der Verwaltung, Herr Dagobert Trostler, hatte an der Sitzung allerdings nicht teilgenommen. Er war für sie zu spät, fürs Diner aber noch rechtzeitig gekommen. Er als alter Hausfreund durfte sich das erlauben. Auch ohne ausdrückliche Entschuldigung von seiner Seite konnte man sich seine Abhaltungen vorstellen. Man kannte seine Schwäche, die zugleich seine Stärke war. Er war ein passionabler Amateurdetektiv und fortwährend in allerlei seltsame Geschichten verwickelt, die ihn eigentlich gar nichts angingen. Seine Freunde machten allerlei gute und böse Witze über seine große Passion, aber sie hatten im Ganzen doch Respekt vor seinen Leistungen. Denn sie wussten von einigen seiner

Erfolge, die in der Tat aller Achtung wert waren.

So war er auch diesmal um die Wege gewesen. Man wusste, dass es ein falscher Silbergulden sei, der ihn beschäftige. Man hatte ihm irgendwo beim Herausgeben einen falschen Silbergulden angehängt. Nicht etwa, dass man ihn damit betrogen hätte. Dagobert Trostler betrügt man nicht. Er hatte das Falsifikat sofort erkannt und wortlos angenommen. Nun hatte er wieder seine Aufgabe, eine Spur, die er zurückverfolgen wollte.

Gegen seine Gewohnheit hatte er von dieser seiner Absicht einigen Freunden Mitteilung gemacht, während er sonst, wenn er eine Fährte verfolgte, sich grundsätzlich in ein unverbrüchliches Schweigen hüllte. Nun bekam er die Folgen seiner ausnahmsweisen Mitteilbarkeit zu verspüren. Man empfing ihn mit den ungereimtesten Fragen, mit losen Witzen und Neckereien, die er in evangelischer Milde hinnahm als von Leuten, die es eben nicht besser verstanden. Die evangelische Milde ließ auch dem Mann mit dem Petruschöpfchen ganz wohl, obwohl sie eigentlich mehr als starkes Selbstbewusstsein anzusprechen war, denn als Milde.

Die Sitzung war also geraume Zeit schon zu Ende, als Dagobert eintraf, und während man sich unterhielt, wartete man eigentlich nur noch auf das Signal, das zu Tisch rufen sollte. Das sollte von der Hausfrau gegeben werden, die sich aber noch nicht hatte blicken lassen. Endlich trat auch sie bei den Herren ein; strahlend, liebenswürdig, heiter, kurz entzückend wie immer. Nach der Begründung brachte sie sofort ihre Entschuldigungen vor. Das sprudelte nur so hervor: »Ich habe mich vielleicht etwas verspätet, meine Herren, und Sie werden mich für eine schlechte Hausfrau halten. Damit würden Sie aber eine schwere Ungerechtigkeit begehen.

Denn gerade, weil ich eine gute Hausfrau sein wollte, habe ich mich ein wenig verspätet. Ich war selbst noch rasch ausgefahren, um unser Giardinetto zu vervollständigen. Die Auswahl des Obstes vertraue ich niemandem an. Das muss ich immer selbst besorgen. Und nun bitte ich nur noch um knappe fünf Minuten zum Ablegen und dann werde ich die Herren bitten.«

Aus den fünf Minuten wurden reichlich fünfzehn. Man hörte Türen hastig öffnen und schließen, es gab ein geheimnisvolles Herumschießen im Haus, und einmal steckte Frau Violet sogar den Kopf bei der Tür herein und ließ ein verstörtes Antlitz erblicken. Es war, als wolle sie den Gemahl heraufrufen, und dann verschwand sie doch wieder plötzlich, als habe sie es sich anders überlegt.

Nach einer längeren Pause erschien sie dann doch, um die Gesellschaft zu Tisch zu bitten. Wie gewöhnlich war Dagobert zu ihrem Kavalier und Tischnachbarn ausersehen. Er reichte ihr den Arm und führte sie in das Speisezimmer.

»Gnädigste haben eine Unannehmlichkeit gehabt«, fragte er leise, während sie sich am Tische niederließen. »Sollte am Ende gar – es wäre entsetzlich – die Suppe versalzen oder der Braten angebrannt sein?«

Frau Violet schüttelte den Kopf, sagte aber nichts. Sie würgte nur, um die Tränen zurückzuhalten. Das ging eine Weile, aber nicht lange. Plötzlich brach sie doch in Tränen aus und begann herzbrechend zu schluchzen.

Dagobert machte ein sehr erschrockenes Gesicht und versuchte sie zu beruhigen. Der Hausherr steckte eine strenge Miene auf, blickte zu seiner Gattin hinüber und sagte kategorisch: »Aber Violet! Was soll das? Was gibt es denn?«

Die ganze Tafelrunde war in sichtlicher Verlegenheit und

Bestürzung. Frau Violet bat tausendmal um Verzeihung, beteuerte, dass es nichts, wirklich nichts sei – nur die Nerven! Und schließlich kam es nach langem Nötigen und Parlamentieren doch heraus: Während ihrer kurzen Abwesenheit war ihr ihre Schmuckkassette mit dem ganzen kostbaren Inhalt abhandengekommen. Sie hatte sie nicht erst wieder versperret, da sie ja doch höchstens eine halbe Stunde wegbleiben wollte. So habe sie diese denn in ihrem Boudoir auf dem Toilettetischchen liegen lassen. Daran erinnere sie sich mit vollster Bestimmtheit, und nun sei die Kassette verschwunden, gestohlen. Die Dienerschaft sei von erprobter Verlässlichkeit ...

»Sind alle noch vollzählig im Hause?«, unterbrach Dagobert.

»Es fehlt niemand«, erwiderte Frau Violet noch immer schluchzend, »und alle erklären auf das Bestimmteste, dass in der Zwischenzeit kein Fremder die Wohnung betreten habe.«

Dagobert erhob sich. »Wir dürfen keinen Augenblick verlieren.«

»Ich bitte um Ruhe!«, rief da der Hausherr mit großer Bestimmtheit. »Wir sind jetzt bei Tisch und bleiben bei Tisch. Ein kleines häusliches Missgeschick darf sich nicht auf Kosten unserer lieben Gäste vollziehen. Es wird meine Sache sein, meiner Gattin den Schaden zu ersetzen, und damit ist die Sache für uns und vorläufig erledigt.«

Dagobert blickte scharf zu seinem Freund hin und setzte sich dann wieder ruhig nieder.

Eigentlich war es ein großer Moment. Der Schmuck der Frau Violet Grumbach, der Gattin des Präsidenten des Klubs der Industriellen, das war doch keine Kleinigkeit. Das wuss-

te die ganze Stadt. Der stellte einen Wert von vielen, vielen Tausenden vor. Der wird gestohlen, und da der Hausherr das erfährt, erklärt er kaltblütig, dass ihm und seinen Gästen das Mittagessen nicht gestört werden dürfe. Ein feierlicher Moment. So ungefähr wie in der französischen Kammer, als in ihr eine Bombe explodierte und der Präsident darauf gelassen verkündigte: Die Sitzung dauert fort!

Das Mahl nahm also seinen Fortgang, und Frau Violet gab sich alle Mühe, ihren Kummer zu unterdrücken. Es gelang ihr aber schlecht. Immer wenn man schon geglaubt hatte, sie habe sich gefasst, stürzten die Tränen doch wieder hervor. An dem Schmuck hatte ihr Herz gehangen. Nicht nur der Kostbarkeit wegen. An jedes einzelne Stück knüpfte sich eine liebe Erinnerung, und jedes einzelne Juwel war ein Stück Lebensinhalt geworden. Der Verlobungsring, das Brautgeschmeide, die Rivière aus Saphiren und Brillanten hatte sie nach der Geburt ihres Töchterchens erhalten, des einzigen Kindes, das bald darauf starb, das Diamantendia- dem, als sie zum ersten Mal als Frau Präsidentin zu repräsentieren hatte, das Perlenhalsband nach glücklich überstan- dener schwerer Krankheit. Es war nicht nur der materielle Wert, an allem hing ein Stück Herz, und das und die Erinne- rungen, die waren auch im Falle des Ersatzes beim Hofjuwe- lier nicht zu kaufen.

Frau Violet blieb also während der ganzen Mahlzeit tief be- kümmert und weinte viel, so sehr sie sich auch bemühte, schon um der Gäste willen ihre Haltung zu bewahren. Diese nahmen die Sache natürlich etwas leichter, obwohl sie mit dem Ausdruck ihrer Anteilnahme nicht sparten. Sie tröste- ten nach Kräften und sprachen die feste Zuversicht aus, dass es doch gelingen werde, den Schmuck wieder zur Stelle zu

bringen. So nach und nach gewannen ihre Tröstungen sogar einen Stich ins Humoristische. Man habe ja das Glück einen so ausgezeichneten Amateurdetektiv wie Dagobert zur Gesellschaft zu zählen. Der habe da doch eine wunderschöne Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen, und es sei kein Zweifel, dass er auch dieses Mal die hohe Meinung, die allgemein über seine Fähigkeiten gehegt werde, bestätigen und rechtfertigen werde. Frau Violet nahm auch hier die Sache vollkommen ernst. Sie hatte wirklich Vertrauen zu Dagobert. Sie wusste von seinen Taten und ihr selbst hatte er durch seine Kunst schon einen unschätzbaren Dienst geleistet, als ihr Leben durch eine Flut von schmählichen anonymen Briefen förmlich vergiftet worden war. Sie ergriff mit wahrer Empfindung seine Hände und bat ihn, ihr auch jetzt beizustehen. Baron Eichstedt, das Vorstandsmitglied, stieß heimlich den Hausherrn an, dieser blickte bedeutsam zu dem Ausschussmitglied Baron Friese hinüber. Es ging ein leichtes Schmunzeln durch die Gesellschaft: Dagobert hat wieder seine Aufgabe!

»Ich glaube, Violet«, ließ sich der Hausherr vernehmen, »dass du dir wirklich keine übertriebenen Sorgen machen sollst. Vielleicht hast du die Schatulle doch nur verlegt, und sollte sie wirklich entwendet worden sein, so wird uns ja Dagobert sicher seinen bewährten Beistand leihen.«

»Ich bin in der Tat sehr begierig«, warf Baron Friese dazwischen, »ob Herr Dagobert auch da das Corpus Delikti entdecken wird.«

Frau Violet war durchaus nicht geneigt, auf den leichten Ton der Unterhaltung einzugehen. Sie sagte nichts mehr und hob, als es Zeit war, mit einem schweren Seufzer die Tafel auf. So vortrefflich auch das Menü war – eine Selbst-

verständlichkeit im Hause Grumbach – so war das Mahl doch ein durchaus verunglücktes. Als ihr Dagobert Mahlzeit bot – der Wiener sagt »Speis z'am« – »Ich wünsche wohl gespeist zu haben«, – und ihr die Hand küsste, traten ihr wieder die Tränen in die Augen, und aufs Neue richtete sie in tiefer Bekümmernis die Bitte an ihn, ihr in ihrem Unglück doch ja helfen zu wollen.

»Ich werde tun, was ich kann, Gnädigste«, lautete seine Antwort.

»Wie wollen Sie das aber anfangen?«

»Anfangen – selbstverständlich mit der Aufnahme des Lokalaugenscheines.«

Frau Violet führte ihn in ihr Boudoir, ein Wunderwerk in blassblauer und altrosa Seide, von zarten Spitzen und schwellenden Teppichen. Dagobert ließ einen prüfenden Blick durch den duftigen Raum gleiten und bemerkte dann: »Seit mehr als zehn Jahren bin ich der Freund und regelmäßige Gast des Hauses und doch habe ich diesen Raum noch niemals zuvor betreten.«

»Das ist doch nicht besonders wunderbar, Dagobert. Ich fürchte nur, dass Sie da schwerlich etwas entdecken werden, was Sie auf eine Spur bringen könnte.«

»Das Wichtigste habe ich schon entdeckt, Frau Violet. Das Zimmer hat nur einen Eingang – den, welchen wir benutzt haben. Ich werde hier nun meine Studien machen. Dazu muss ich allein und ganz ungestört sein. Bitte also, meine Gnädigste, sich in Ihren weiteren Hausfrauenpflichten nicht stören zu lassen.«

Die Herren hatten sich inzwischen ins Rauchzimmer zurückgezogen. Auch Frau Violet begab sich nun dahin und machte weiter die Honneurs, während der schwarze Kaffee

und die Liköre serviert und die Zigarren und Zigaretten herumgereicht wurden.

Dagobert nahm, als er sich allein sah, ein Abendblatt aus der Seitentasche seines Frackes und legte sich der Länge nach hin auf die einladende, mit altrosa Seite überzogene Chaiselongue und begann zu lesen. Er las nur wenige Minuten, dann entsank das Blatt seinen Händen, und er verfiel in ein wohltuendes, gesundheitsförderndes Mittagsschläfchen.

Etwa ein halbes Stündchen mochte er geschlafen haben, als er geweckt wurde. Freiherr v. Friese als der Jüngste in der Gesellschaft war delegiert worden, ihn einzuholen. Ob er denn noch immer nicht fertig sei mit seiner Lokalaugenscheinaufnahme!

»O ja, ich bin schon fertig«, entgegnete Dagobert, sich rasch ermunternd und ließ sich ohne Weiteres zur Gesellschaft hinüber geleiten. Bevor er noch das Rauchzimmer betreten hatte, konnte er zu seiner Befriedigung wahrnehmen, dass die allgemeine Stimmung sich wesentlich gebessert habe. Denn es klang aus dem Rauchzimmer ein volltöniges Lachen heraus. Man wurde aber sofort wieder ernster, als er eintrat. Der Hausherr fragte ihn mit besorgter Miene, ob er irgendwelche Anhaltspunkte gefunden habe, und auch die anderen bestürmten ihn mit Fragen ähnlichen Inhalts.

Dagobert beschäftigte sich mit dem ihm nachservierten Schwarzen und bat sich dazu ein Gläschen grüner Chartreuse aus. Dann wühlte er sich mit kundigem Blick unter den zahlreichen Havannakistchen seine gewohnte Sorte heraus, schnitt umständlich die Spitze der Zigarre ab und nahm sich endlich Feuer. Und erst als er sich überzeugt hatte, dass die Zigarre guten Zug habe, ließ er sich herbei zu bemerken, dass er wohl glaube, der Sache auf den Grund kommen zu

können. Frau Violet klatschte in die Hände.

»Wenn Dagobert das sagt – ich kenne ihn – dann kriege ich meinen Schmuck wieder!«

»Meine Gnädigste«, erwiderte Dagobert, »ebenso wenig wie im Sport gibt es bei meinem Handwerk tote Gewissheiten. Die Aussichten auf den Erfolg drücken sich in den Odds aus. Sie wissen doch, was Odds sind, Gnädigste?«

»Ja, Dagobert. Dazu war ich oft genug auf dem Turf, um auch das zu erfahren. Odds drücken das Verhältnis der Wetten oder, wenn Sie wollen, ihre Kurse aus.«

»Nun denn, ich glaube, unsere Chancen stehen so, dass Sie nur noch ›Auf‹-Wetten legen könnten, und dabei ist nicht viel zu verdienen.«

»Ich will keine Wetten, Dagobert, ich will meinen Schmuck!«

»Wir werden sehen, was sich für Sie tun lässt, meine Gnädigste.«

»Kann ich irgendwie mithelfen, Dagobert?«

»O gewiss, meine Gnädigste, ich rechne sehr stark auf Sie!«

»Dann befehlen Sie!«

»Wir werden so, wie wir sind, morgen wieder bei Ihnen dinieren. Sie brauchen nicht so ein erschrockenes Gesicht zu machen, meine Gnädigste ...«

»Dagobert, Sie sind ein abscheulicher Mensch! Ich habe gar kein erschrockenes Gesicht gemacht – im Gegenteil! Ich freue mich darauf, und die Herren sind hiermit höflichst eingeladen.«

»Nicht doch. Gnädigste. Ein kleines Missverständnis. Vor allen Dingen leiste ich also *amende honorable* und nehme das erschrockene Gesicht feierlich zurück. Im Übrigen habe ich es aber gar nicht so gemeint, wie Sie es nun gedreht haben,

meine Gnädigste.«

»Dagobert, ich habe gar nichts gedreht. Meine Gäste sind mir immer herzlich willkommen.«

»Daran ist kein Zweifel gestattet. Wir werden also morgen bei Ihnen dinieren. Das erfordert der Gang der Untersuchung. Er erfordert aber nicht, dass wir Ihnen Scherereien bereiten.«

»Mischen Sie sich nicht in meine Hausfrauensorgen, Dagobert!«

»Ich beschäftige mich lediglich mit meinen Untersuchungssorgen. Sie werden also die Güte haben, keinen Finger zu rühren. Ebenso ist es von Wichtigkeit, dass Ihre Dienerschaft nicht herumgehetzt und ihr keine außergewöhnliche Arbeit aufgebürdet wird. Das Dinner wird Ihnen fertig ins Haus gebracht.«

»Das kann gut werden!«

»Verlassen Sie sich auf mich, Frau Violet. Ich verstehe, zu essen. Und ein wenig können Sie sich auch auf die Firma Sacher verlassen, die die teuerste Küche in Wien führt, aber, wie man sagt und ich glaube mit Recht, die beste. Ich werde auch nicht knausern. Ich weiß, was ich Ihrem Hause schuldig bin.«

»Ich als Hausherr«, warf Herr Grumbach dazwischen, »bitte dich sogar ernst und ausdrücklich, nicht zu knausern.«

»Dich, lieber Freund, geht die Geschichte vorläufig gar nichts an, und auch ich bitte dich ernst und ausdrücklich, dich in den Gang der Untersuchung nicht einzumischen. Ich habe jetzt mit deiner verehrten Frau Gemahlin Wirtschaftssachen zu besprechen, und da möchten wir ungestört bleiben. Also, meine Gnädigste, die Sache wird so sein: Das Dinner wird fertig beigelegt, und nicht nur das, sondern auch

die Bedienungsmannschaft, das ganze Tafelzeug, Silber, Tischwäsche, Tafelaufsätze, Blumen, Porzellan und Glasservice. Sie werden sich nur zu Tisch zu setzen haben. Das soll Ihre ganze Mühe sein. Eine Stunde nach dem Mahl muss der ganze Spuk wieder spurlos aus dem Haus verschwunden sein. Das alles wird glatt erledigt werden. Die Feststellung des Menüs überlassen Sie ruhig mir. Sie wissen, in der Gourmandise bin ich ein wenig Fachmann.«

»Ich weiß, Dagobert, Sie sind Kenner. Worin wären Sie es nicht?«

»Ich werde auch dafür Sorge tragen, dass zu jedem Gang die richtige Weinsorte serviert wird. Meine einschlägigen, sehr gewissenhaften Studien werden mich auch in diesem Punkt vor jedem Missgriff bewahren. Die Komposition des Menüs habe ich im Kopf schon fertig. Wünschen Sie, es kennenzulernen?«

Die Gäste protestierten. Sie wollten sich überraschen lassen.

»Gut«, erwiderte Dagobert, »und nun, Frau Violet, habe ich nur noch eine Bitte an Sie. Sie müssen mir gestatten, einen Gast mitzubringen.«

»Darf man seinen Namen erfahren?«

»Es ist mein Freund, Oberkommissar Doktor Weinlich, wie Sie wissen, einer unserer tüchtigsten Kriminalisten. Sie müssen sich erinnern, Gnädigste, dass wir nicht sowohl ein Festessen als auch ein Zweckessen veranstalten wollen. Wir wollen dem Schmuckdiebstahl auf den Grund kommen. Vielleicht kann uns da der erfahrene Kriminalkommissär von Nutzen sein.«

»Es fällt mir auf«, nahm nun der Freiherr v. Friese das Wort, »dass Freund Dagobert hier polizeiliche Hilfe in An-

spruch nehmen zu müssen glaubt. Das ist sonst nicht seine Art und würde auch in diesem Falle seinen Detektivruhm nicht erhöhen.«

»Was meinen Ruf, wenn Sie wollen, meinen Ruhm anbelangt – ich widersetze mich nicht – so können Sie die Sorge dafür ruhig mir überlassen, lieber Baron. Hier handelt es sich nicht um meinen Ruhm, sondern darum, dass der gestohlene Schmuck wieder zur Stelle gebracht wird. Ich glaube, wir werden den Dieb ermitteln, Herr Baron, und wenn dann eine Verhaftung vom Fleck weg sich als nötig erweisen sollte, dann würden meine privaten Machtmittel am Ende nicht ausreichen. Sie sehen also, dass unter Umständen der Gast uns ganz nützlich werden könnte.«

Am nächsten Tage erschienen die Gäste vollzählig zur festgesetzten Zeit. Frau Violet empfing sie mit vollendeter Liebenswürdigkeit. Sie hatte ihre Haltung wiedergewonnen, und nichts deutete auf den schweren Kummer, der sie am Tage vorher noch bei Tisch so niedergedrückt und um alle Fassung gebracht hatte.

Dagobert hatte auch seine kulinarische Mission glänzend erfüllt. Es war ein tadelloses und erstklassiges Mahl, das den Herrschaften vorgesetzt wurde. Während man bei Tisch war, wurde der eigentliche Gegenstand der Tagesordnung nicht berührt. Dagobert hatte es abgelehnt, auch nur mit einer Bemerkung auf die Sache einzugehen, solange die aufwartende Mannschaft ihres Dienstes waltete. Erst als die Gesellschaft nach aufgehobener Tafel sich ins Rauchzimmer zurückgezogen, es sich dort bequem eingerichtet hatte, mit Kaffee, den feinen Schnäpsen und Zigarren versorgt und eine weitere Störung durch Bedienungsmannschaft nicht zu gewärtigen war, erklärte sich Dagobert bereit, auf den vor-

liegenden Fall einzugehen. Er saß auf seinem gewohnten Platz Frau Violet gegenüber, die in ihrer traditionellen Kaminecke mit Spannung der Dinge harrte, die nun kommen sollten.

Freiherr v. Friese war der Erste, der den Stein ins Rollen brachte. Er deklamierte mit komischem, falschem Pathos wie folgt: »Achtung, meine verehrten Herrschaften – nur hereinspaziert! Soeben beginnt die große Vorstellung. Der weltberühmte Matador Herr Dagobert wird die Ehre haben, auf dem gespannten Drahtseil seiner hohen Detektivkunst einem hohen Adel und dem sonstigen verehrungswürdigen Publikum eine Probe seiner unübertrefflichen Geschicklichkeit zu bieten. Anerkennungsschreiben liegen vor. Kinder und das Militär vom Feldwebel abwärts zahlen die Hälfte. Nur immer hereinspaziert, meine Herrschaften!«

»Sagen Sie mal, lieber Baron«, fragte hierauf Dagobert ruhig von unten herauf, »genießen Sie das unschätzbare Glück, noch eine Großmama zu haben?«

»Bedaure lebhaft, nicht mehr aufwarten zu können.«

»Schade!«

»Warum?«

»Ich hätte Ihnen sonst den freundschaftlichen Rat erteilt, es doch vielleicht erst mit ihr zu versuchen und lieber Ihre geschätzte Großmutter zum Besten halten zu wollen, als einen Dagobert Trostler, wenn er auf dem Kriegspfad wandelt. Vielleicht hätten Sie da mehr Glück, übrigens danke ich Ihnen auch für diesen Scherz, der für meine Untersuchung nicht ganz wertlos gewesen ist.«

»Kommen wir zur Sache!«, mahnte der Hausherr beschwichtigend.

»Jawohl«, fügte die Hausfrau hinzu, ängstlich geworden,

dass da ein Streit entstehen könnte, »wir haben Wichtigeres vor, als einem Wortgeplänkel der Herren zu lauschen.«

»Das Wichtigste, Frau Violet«, lenkte Dagobert sofort ein, »ist, dass wir den gestohlenen Schmuck zur Stelle schaffen. Ich denke, das wird sehr bald erledigt sein. Lieber Freund Grumbach, würdest du wohl so freundlich sein, mir deine Kassaschlüssel auf eine Minute anzuvertrauen?«

Verdutzte Gesichter. Der Hausherr griff unter sichtlicher Verlegenheit in die Tasche und holte die Schlüssel aherus. Die Kasse stand in einer Ecke des Rauchzimmers. Sie war von zierlichen Dimensionen. Es war ja nur die Hauskasse. Die großen und gewichtigen standen in den Geschäftsbüros.

»Ich bitte, mir nur genau auf die Finger zu sehen, meine Herrschaften«, sagte Dagobert, während er öffnete. »Denn wenn hinterher eine kleine Million fehlen sollte, dann möchte ich es nicht gewesen sein!«

Er zog die schwere Tür vollends auf, nahm die Schmuckkassette heraus und überreichte sie der Hausfrau. »Bitte, überzeugen Sie sich, Gnädigste«, bemerkte er dazu, »ob auch nichts fehlt. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass für jeden etwaigen Abgang der Herr Gemahl haftpflichtig ist.«

»Es fehlt nichts, Dagobert!«, erwiderte Frau Violet lachend und blickte bewundernd zu Dagobert auf.

»Ich mache Sie weiter darauf aufmerksam, Gnädigste«, fuhr Dagobert fort, »dass der Herr Gemahl Ihnen eine Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken schuldig ist, und dass diese Entschädigung am zweckmäßigsten durch eine fachgemäße Vervollständigung des Inhalts dieser Kassette erfolgen wird.«

»Bewilligt!«, sagte Herr Grumbach sofort, aber er sagte es nicht eben in sehr freundlichem Ton. Er war ärgerlich. Nicht

dass er da zu einer größeren Ausgabe gepresst wurde, seiner Frau eine Freude zu bereiten, war ihm immer ein Vergnügen, aber wieder die alte Geschichte, dass keine Vereinbarung etwas nützt, geplaudert wird doch immer! Er kannte das von den vertraulichen Sitzungen her. Immer war etwas davon doch in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Leute können einmal ein Geheimnis nicht bewahren. Das war seine Meinung, und mit dieser hielt er auch jetzt nicht hinter dem Berg. Eine so einmütige Opposition hatte aber der Herr Präsident in seinem ganzen Leben noch nicht gefunden, wie in diesem Fall. Jeder Einzelne überschüttete ihn mit Beteuerungen, dass er geschwiegen habe wie das Grab, und auch Dagobert gab die bündige Versicherung ab, dass kein Verrat geübt worden sei. Es sei in diesem so einfachen Fall doch wahrhaftig auch nicht nötig gewesen.

»Wie konntest du sonst darauf kommen?«, fragte Grumbach.

»Durch eine einfache Kombination, ohne die bei meinem Sport überhaupt nichts zu erreichen ist.«

»Dagobert«, bat die Hausfrau, »Sie müssen uns genau erzählen, wie Sie das herausgebracht haben.«

»Aber mit Vergnügen, meine Gnädigste! Freilich wäre es vorsichtiger, wenn ich mich nun mit dem Resultat begnüge, das doch einen positiven Erfolg vorstellt, während ich mich noch immer blamieren kann, wenn ich die Methode und den Weg aufzeige, die mich zu dem Schlussergebnis geführt haben. Auch mir ist aber – nach berühmten Mustern – das Suchen und Forschen nach Wahrheit interessanter und wichtiger als die Wahrheit selbst. Darum will ich also gern verraten, wie ich zu dem Schluss gekommen bin.«

»Nicht so viele Reflexionen!«, erklang es aus der Korona

heraus. »Wir wollen Tatsachen. Dagobert soll erzählen, nicht philosophieren!«

»Nur nicht ungeduldig, meine Herren, Sie werden es noch früh genug erfahren. Bevor ich beginne, muss ich doch noch eine schmerzliche Betrachtung anstellen. Meine Herren! All unser Wissen ist Stückwerk. Ich war lediglich auf meine Kombination angewiesen, die ich Ihnen nun entwickeln will, und Sie werden meine Richter sein. Ihr Amt ist kein schwieriges, denn Sie sind ja genau eingeweiht, ich aber kann mich leicht blamieren, und dann werden Sie mich auslachen.«

»Die Hauptsache hast du ja doch herausgebracht!«, tröstete der Hausherr.

»Deshalb könnten mir aber in der Kombination doch Irrtümer unterlaufen sein. Sollten es wesentliche Irrtümer sein, dann muss ich die Buße auf mich nehmen. Dann werde ich das heutige Festmahl bezahlen.«

»Sonst?«, fragte Freiherr von Friese.

»Sonst, lieber Baron, wird ein anderer bluten müssen. Ich beginne also. Die Situation, die ich vorfand, war folgende: Wenige Minuten, nachdem ich eingetreten war, begrüßte uns die verehrte Hausfrau heiter und rosig wie immer. Eine Viertelstunde später bittet sie uns zu Tisch und ist bleich und verstört, und wieder einige Minuten später bricht sie in Tränen aus. Wir erfahren auch den Grund. Sie hat in der kurzen Zwischenzeit des Toilettenwechsels für das Diner die Entdeckung gemacht, dass ihre Schmuckkassette abhandengekommen sei. Ich erhebe mich, ich steige wie das alte Schlachtross beim Klang der Kriegstrompete. Das war ja ein Fall für mich. Es wird Ihnen aufgefallen sein, und um so leichter werden Sie sich daran erinnern, dass ich mich so rasch beruhigte und wieder niedersetzte. Ich bedauere, es

sagen zu müssen, denn es wird Ihrer Eigenliebe nicht sehr schmeicheln, meine Herren. Ich hatte da Ihr Spiel schon durchschaut.«

»Das kann man jetzt leicht sagen!«, warf Baron Friese dazwischen.

»Sie können mich ja dann dementieren, Herr Baron, wenn meine Folgerungen sich als falsch erweisen sollten. Was mich zunächst stutzig machte, war das: Der Kummer unserer lieben Hausfrau war echt. Der Ihre, meine Herren, war falsch, war schlecht gespielt. Schämen Sie sich! Auch der Hausherr spielte seine Rolle nicht gut. Mein lieber Grumbach, allen Respekt vor deiner etwaigen Seelengröße im Unglück, aber wenn man ein noch so großer Held ist, man benimmt sich doch etwas anders, wenn man, den Suppenlöffel in der Hand, mit der angenehmen Botschaft niedergerannt wird, dass der Gattin für hunderttausend Gulden Schmuck gestohlen worden ist.«

»Deshalb wäre die Welt noch nicht untergegangen!«

»Ich vermute; aber man benimmt sich doch anders! Ich versuchte, mir die Lage klar zu machen. Da war etwas abgekartet, die Hausfrau aber nicht ins Vertrauen gezogen worden. Man hatte sich nicht gescheut, im Interesse der eigenen Unterhaltung der Hausfrau einen ernsten Schrecken und einen wirklichen Kummer zu bereiten. Das verdient Strafe, und es wird, verlassen Sie sich darauf, nicht ungestraft bleiben. Ich bin übrigens nicht der Mann, der sich etwaigen Milderungsgründen verschließt. Vielleicht hielt man es zum Gelingen des Komplotts für nötig, die Hausfrau nicht einzuweißen. Das würde ich als keine genügende Entschuldigung für die begangene Grausamkeit betrachten. Wohl aber wäre es noch möglich, dass man keine Zeit gefunden hatte, sie ein-

zuweihen. Also ein Komplott! Gegen wen? Kein Zweifel, es war auf mich abgesehen.«

»Wie mag es zustande gekommen sein? Ich konstruierte, rekonstruierte mir den Sachverhalt wie folgt: Die Sitzung, an der ich nicht teilnehmen konnte, war vorbei, und es folgte die zwanglose Unterhaltung vor Tisch. Dabei kam die Rede auch auf Dagobert und sein berühmtes Steckenpferd. Man sollte ihn zur allgemeinen Erheiterung einmal ordentlich hineinlegen, meinte der eine. Das wird nicht so leicht gehen. Der fällt uns nicht herein, hatte ein anderer die Güte, mir die Ehre anzutun. Ich vermute, dass dieser wahrhaft edle andere mein Freund Grumbach gewesen ist.«

»Bravo, Dagobert«, rief der Hausherr, »so war es!«

»Ich kenne meine Pappenheimer. Es käme auf einen Versuch an, meinte wieder der eine. Und nun wurde die großartige Idee ausgeheckt. Die Gelegenheit war günstig. Die Hausfrau nicht zu Hause. Sie wird zwar sehr erschrecken, aber dann ihre Rolle nur um so glaubwürdiger spielen. Hier steckt der Frevel, der bestraft werden muss und bestraft werden wird. Vielleicht hätte sie Freund Grumbach übrigens doch noch verständigt, aber es fand sich dazu die unauffällige Gelegenheit nicht mehr.

»Der Diebstahl wurde also vollführt. Eine solche Beute kann man nicht unter dem Tisch verstecken. Um sie aus dem Haus zu schaffen, fehlte die Zeit und auch jede nötige Veranlassung. Da gab es nur ein sicheres Versteck – die feuer- und einbruchsichere Kasse des Hausherrn, darauf wird Dagobert doch in seinem Leben nicht verfallen! Wie Sie gesehen haben, hatte ich die Ehre, sie dort vorzufinden. Also ein schwieriger Fall war das wahrhaftig nicht, und ich bin es meiner Reputation schuldig, Sie zu bitten, meine Herrschaf-

ten, wenn Sie wieder einmal die Neigung verspüren sollten, mir eine Falle aufzurichten, doch mit etwas mehr Schläue vorzugehen und nur nicht eine Aufgabe zu stellen, die so kinderleicht ist. Ich kann Ihnen meine fachmännische Kritik nicht vorenthalten, dass Sie Ihre Sache nicht gut gemacht haben. Nicht ich, wohl aber Sie selbst tappen gutmütig und willig in die erste beste Falle hinein, die man Ihnen stellt, und mag sie noch so plump sein. Ich habe mich gestern nach Tisch zurückgezogen, um den Lokalausweis aufzunehmen, wie Sie meinten. Ist mir gar nicht eingefallen. Ich habe drüben ruhig geschlafen. Ich wollte Ihnen nur Zeit gönnen, unsere verehrte Hausfrau einzuweihen und sie zu beruhigen. Letzteres ist Ihnen gelungen, das ist aber auch Ihr ganzer Erfolg, der allerdings nicht viel Findigkeit zur Voraussetzung hatte. Mir aber die kolossale Dummheit zuzutrauen, dass ich den Umschwung in der Stimmung bei der Gnädigen auch bei gut gespielter Mitwirkung nicht bemerken würde, dazu gehörte eine Naivität, die Ihnen selbst nach der mildesten Auffassung nicht verziehen werden kann. Damit, meine Herren, bin ich am Ende.«

»Noch eine Aufklärung geben Sie den Herren«, bat darauf Frau Violet, und aus ihren Augen leuchtete dabei ein Strahl des Triumphes. Sie hatte niemals an seiner Kunst gezweifelt, und nun war sie stolz darauf, dass er ihr Vertrauen wieder so glänzend gerechtfertigt hatte. »Ihr Freund und nun auch unser Freund, der Herr Oberkommissar Weinlich, ist uns heute ein lieber und werter Gast und wird es in aller Zukunft sein, aber er hatte bei dieser Affäre nichts zu tun, und doch sagten Sie, dass Ihnen seine Mitwirkung unentbehrlich sei.«

»Die hätte nötig werden können, meine Gnädigste. Ich konnte nicht wissen, wie die Wetten auf und gegen mich ab-

geschlossen worden sind. Die Propositionen waren mir unbekannt. Nun hätte es geschehen können, dass ich zu dem Endresultat überhaupt nicht gelangen konnte. Ihr Herr Gemahl brauchte nur nach irgendeiner Proposition der Wette oder weil dieser oder jener mir den Erfolg nicht gönnte, mir die Ausfolgung der Kassettschlüssel zu verweigern. Man muss alles bedenken. Für diesen Fall hätten wir ihn dazu gezwungen. Ein großer Diebstahl war begangen worden. Hier musste entweder die Wahrheit bekannt oder es durfte der Untersuchung, die ich auf eine Spur geleitet halte, keine Hindernisse in den Weg gelegt werden. Mein Freund Herr Doktor Weinlich hat einen ordnungsgemäß ausgestellten amtlichen Hausdurchsuchungsbefehl in der Tasche, und nichts hätte uns gehindert, davon Gebrauch zu machen.«

»Donnerwetter!«, rief der Hausherr lachend, »das heiße ich eine Sache scharf durchführen!«

»Mein Künstlerruhm stand auf dem Spiel«, entschuldigte sich Dagobert, »und dann hat ja die Sache nicht nur ihre strafrechtliche, sondern auch ihre zivilrechtliche Seite. Vergessen Sie nicht, meine Herren – das heutige Diner – es freut mich, dass es Ihnen so wohl geschmeckt hat – habe ich bestellt. War meine Kombination falsch, so sollte es meine Strafe sein, dass ich es bezahlte. Sie war aber richtig, und nun muss ein anderer heran, der, der die ganze Geschichte angezettelt, der unsere liebe Hausfrau in Schrecken gejagt, der – die schlimmste Todsünde! – an meiner Kunst gezweifelt, gegen sie gewettet hat – der muss nun heran und der muss berappen. Herr Baron von Friese, ich habe die Rechnung bereits in der Tasche, und ich habe sie der Einfachheit halber gleich auf Ihren Namen ausstellen lassen. Darf ich sie Ihnen hochachtungsvollst und ergebenst überreichen?«

»Herr Dagobert«, erwiderte der Baron ein wenig elegisch,
»mein Kompliment! Ich bitte um die Rechnung.«

Ende des zweiten Bandes

